

Aufsätze und Bücher.

1. Allgemeines. Geschichte der Philosophie.

191. Das Bild vom Menschen. Beiträge zur theologischen und philosophischen Anthropologie. Fritz Tillmann zum 60. Geburtstag (1. Nov. 1934) gewidmet von Schülern und Freunden. Hrsg. v. Th. Steinbüchel u. Th. Müncker. 4^o (VII u. 249 S.) Düsseldorf 1934, Schwann. Lw. M 6.— Wie der Gefeierte glücklich Theorie und Praxis, Wissenschaft und religiös geformtes Ethos verbindet, bei allem Gelehrtentum viel Lebensnähe, akademisches, priesterliches und seelsorgliches Einwirken sich gewahrt hat, so zeichnen sich die einzelnen Aufsätze der auch buchtechnisch vorzüglich aufgemachten Sammlung, die sich schön zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen, vor allem durch ihren lebendigen Gegenwartswert aus. Sie greifen klar und frisch die heutige philosophisch-theologische Problematik, die zu dem „Menschen“ gravitiert und in ihm sich konzentriert, auf, arbeiten scharf die Wesenszüge derselben in flüssiger, leichtverständlicher Darstellung heraus und geben die letzte Lösung aus den Tiefen der theistisch-christlich orientierten Weltanschauung. Geschichte und Idee ergänzen sich als erster „historischer“ und zweiter „systematischer“ Teil. Wiederholt wird der Grundgedanke der weiteren Ausführungen der einzelnen Abhandlung am Schluß in ein paar Sätzen bündig und übersichtlich zusammengefaßt. — Die geschichtliche Betrachtung hebt mit dem Alten und Neuen Testament an, führt durch Patristik und Scholastik über Renaissance, 17. Jahrhundert und Aufklärung zum deutschen Idealismus bzw. zur Romantik und bis zum Idealismus der Marburger Schule. „Mensch und Gemeinschaft in deutschem Empfinden und Denken“ schließt diesen Teil ab. Aus der Reihe der systematischen Betrachtungen sei als höchst aktuell hervorgehoben „Die menschliche Existenz in heutiger philosophischer Sicht“, als harmonisch ausgeglichen „Das Gewissen als Äußerung menschlicher Wesensbestimmung“, sowie die beiden Schlußartikel „Der Mensch und der Staat“, „Des Menschen Gemeinschaft mit Gott“. Leider tun dem aufschlußreichen Beitrag über die Aufklärung die vielfach eingestreuten gefühlsbetonten, zum Teil unsachlichen Auslassungen Eintrag. Jansen.

192. De Raeymaeker, L., *Introductio generalis ad Philosophiam et ad Thomismum*. Editio altera recognita et aucta. gr. 8^o (VIII u. 199 S.) Löwen 1934, Warny. Fr 20.— Im Gegensatz zu den sonst üblichen Einleitungen in die Philosophie wählt R. nicht den systematischen, sondern den historischen Weg, um die Anfänger mit den philosophischen Problemen bekannt zu machen. In gedrängter Darstellung läßt er die verschiedenen Kulturperioden und Denker, ihre Schulen und Systeme an uns vorüberziehen. Historisch und dokumentarisch gut belegt ist auch die Einführung in den Thomismus, auf den R. als auf die „sicherere“ Lehre seine Schüler festlegen möchte. Doch anerkennt er auch das Gute in andern Denkrichtungen. Die geschichtlichen Überblicke werden glücklich ergänzt durch eine reiche Bibliographie über die scholastische und moderne philosophische Literatur, die verschiedenen philos. Verbände und Kongresse. — So erfüllt das Buch voll und ganz den ihm gesetzten Zweck, eine kurze und solide Orien-

tierung über das gesamte philosophische Leben in Vergangenheit und Gegenwart zu vermitteln. Als Unterlage für den Unterricht wird der Abriß allerdings nur in der Hand eines didaktisch mehr als gewöhnlich geschulten Lehrers seinen Dienst leisten, der es versteht, das angehäuften Material zu beleben und den geistigen Kräften der Schüler anzupassen. Rast.

193. Schneider, A., Einführung in die Philosophie unter Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Pädagogik. 1. Teil: Allgemeines. Erkenntnistheorie. Erkenntnistheorie u. Pädagogik (Handbücherei der Erziehungswiss., hrsg. v. Fr. Schneider. Bd. 15a) 2. Aufl. 8° (238 S.) Paderborn 1934, Schöningh. M 4.20. — Das ansprechende Büchlein, dessen erste Auflage in dieser Zeitschrift schon gewürdigt wurde (Schol 3 [1928] 136 f.), bringt nach einer trefflichen ersten Einführung in die philosophischen Fragestellungen (9—56) in der Hauptsache eine Darstellung der Erkenntnistheorie (57—202). Gegenüber der ersten Auflage sind namentlich die Abschnitte über den Relativismus und über die Phänomenologie erweitert. An Hand ausgezeichnete geschichtlicher Überblicke führt Sch. in die einzelnen erkenntnistheoretischen Probleme ein und gibt dann jeweils eine wohl abgewogene und überzeugende Beurteilung der verschiedenen Systeme. Wenn wir etwas klarer herausgearbeitet wünschten, wäre es die für die Möglichkeit der Metaphysik grundlegende scholastische Lehre vom „intelligibile in sensibili“; wenn es so scheint, als ob die apriorische Einsicht auf Idealwissenschaften eingeschränkt bleibe (130—132) und die Realität der Allgemeinbegriffe auf induktiv festgestellte Gemeinsamkeiten begründet werde (191), ist die Möglichkeit der Metaphysik schwer einzusehen. — Das Eigenste dieser Einführung ist der dritte Teil, „Erkenntnistheorie und Pädagogik“ (203—233), der den tiefgehenden Einfluß der verschiedenen erkenntnistheoretischen Standpunkte auf die Verschiedenheit der pädagogischen Richtungen dartut. — Druckfehler: S. 33: Hilpert statt Hilbert, S. 189: Willwall statt Willwoll. de Vries.

194. Schmidt, H., Philosophisches Wörterbuch. 9. Aufl. kl. 8° (772 S., 40 Bildnisse) Leipzig 1934, Kröner. geb. M 4.—. — Das erstaunlich billige Wörterbuch bietet in großer Fülle geschichtliche Notizen über zahlreiche Philosophen und kurze, leicht verständliche, manchmal recht treffende Erklärungen philosophischer Begriffe; der Fachmann wird freilich auch nicht selten Mangel an Klarheit und Schärfe feststellen. Trotzdem könnte man das Buch als Nachschlagebehelf für den Anfänger empfehlen, wenn nicht immer und immer wieder der eigene Standpunkt des Verf., ein Monismus Haeckelscher Observanz, zum Durchbruch käme.

de Vr.

195. La philosophie chrétienne (Journée d'études de la Société Thomiste 2). gr. 8° (171 S.) Kain (Belgien) 1934, Le Saulchoir. Fr 20.—. — Der zweite Studententag der Société Thomiste (am 11. Sept. 1933), über den hier berichtet wird, war der sehr zeitgemäßen Frage gewidmet, in welchem Sinn man von „christlicher“ Philosophie sprechen könne. Der erste Redner, A. Forest, behandelt die geschichtlichen Lösungsversuche des Problems „Glaube und Philosophie“, allerdings fast ausschließlich die abwegigen Lösungen, die entweder eines der beiden Glieder ganz aufgeben oder den Glauben nur als Durchgangsstadium zur Philosophie gelten lassen oder eine unmögliche Verquickung beider versuchen. In der folgenden Aussprache ist die lebhaft

Wechselrede zwischen Mandonnet und Gilson von besonderem Interesse; gerade die überspitzten Formulierungen M.s, die jeden positiven Einfluß des Christentums auf die Philosophie bestreiten, müssen sozusagen die Unhaltbarkeit dieser Auffassung jedem aufdrängen. In der Nachmittagssitzung erarbeitet dann A.-R. Motte O. P. aus letzten dogmatischen und metaphysischen Prinzipien heraus die Lösung der systematischen Frage nach der Berechtigung einer „christlichen“ Philosophie, die einerseits wirklich Philosophie und nicht Theologie ist und andererseits doch vom Glauben her reiche Anregung und Förderung erfährt. Die ruhig abwägenden, überlegenen Ausführungen sind das Beste und Tiefste, was wir bisher über diesen Gegenstand gelesen haben. In der lebhaften Aussprache kommen auch abweichende Anschauungen zu Wort. Interessant ist, daß die Auffassung Maritains von der „philosophie morale adéquatement prise“ (vgl. Schol 9 [1934] 143) allseits abgelehnt wird. — Eine Ergänzung zu dem wertvollen Tagungsbericht bietet B. Jansen, Christliche Philosophie: *StimmZeit* 128 (1934/35 I) 229–238. Es wird hier klar unterschieden zwischen einem für die Philosophie abzulehnenden logischen Einfluß der Glaubenssätze, bei dem diese als Prinzipien in die Beweisführung eingehen, und dem, sagen wir, psychologischen Einfluß des Glaubens, der darin besteht, daß dieser auf Probleme und Lösungen hinweist und so die philosophische Arbeit befruchtet und erleichtert. — Zur geschichtlichen Seite der Frage bietet einen weiteren Beitrag: M. Florí S. J., *Las relaciones entre la filosofía y la teología, y concepto de filosofía cristiana en el „Arte magna“ del Beato R. Lulio: RazFe* 106 (1934 III) 289–296 450–468; 107 (1935 I) 177: Raymundus Lullus ist keineswegs Rationalist, sondern fordert gerade im Gegenteil einen „ingressus in philosophiam cum habitu fidei“, ganz im Sinn des heute neu erarbeiteten Begriffs der „christlichen Philosophie“.

de Vr.

196. Eibl, Hans, Die Grundlegung der abendländischen Philosophie. Griechische und christlich-griechische Philosophie. (Die Philosophie. Ihre Geschichte und ihre Systematik. Hrsg. v. Th. Steinbüchel. Abt. 1) Lex.-8^o (VI u. 202 S.) Bonn 1934, Hanstein. M 6.50. — Die Arbeit bildet die 1. Abteilung jenes wertvollen, in großer Planung angelegten katholischen Sammelwerkes — ein Gegenstück zu der rühmlichst bekannten Köfelschen „Philosophischen Handbibliothek“ —, dessen erscheinene Lieferungen *Schol* 9 (1934) 471 f. besprochen wurden (vgl. ebd. 460 u. oben die Besprechung S. 423–425). Aus dem Zusammenwirken von 12 katholischen Philosophen entstehend, soll es in 15 Abteilungen (die in zwangloser Folge erscheinen und später in 4 Bänden zusammengefaßt werden) den gesamten Umkreis der Geschichte und der Systematik der Philosophie umspannen. — Der Verfasser dieser 1. Abt., der Wiener Universitätsprofessor E., ist bereits durch zwei ähnliche Werke hervorgetreten: „Augustin und die Patristik“ (1923) und „Der Ausklang der antiken Philosophie und das Erwachen einer neuen Zeit“ (1928). Daher ist es verständlich, daß der Schwerpunkt auch dieses Buches in der letzten Periode der griechischen Philosophie liegt. Das Eigenartige und Neue dieser Darstellung besteht nämlich darin, daß E. nicht, wie es sonst gewöhnlich geschieht, die patristische Philosophie äußerlich getrennt von der griechischen behandelt, sondern die Philosophie von 600 v. Chr. bis 600 n. Chr. zur Einheit ver-

webt. Sein Leitgedanke ist: durch die Berührung mit dem Christentum sind zwar beträchtliche Stücke aus der griechischen Gedankenwelt ausgeschieden worden (die naturalistischen, atomistischen, positivistischen und skeptischen Lehren), der Wesenskern des griechischen Denkens dagegen, der antike Idealismus, ist vom christlichen Denken in einer Synthese „aufgehoben“ worden, durch die erst Hauptprobleme der antiken Metaphysik, die Frage nach dem Verhältnis von Gott und Welt usw., folgerichtig beantwortet worden sind. In dieser Denkgeschichte von 600 v. Chr. bis 600 n. Chr. wurde die gesamte abendländische Kultur grundgelegt. — Diese neue Art der Zusammenschau und Darstellung wird man als fruchtbringend und anregend bezeichnen müssen. — Daß E. der Gnadenlehre Augustins nicht gerecht wird, hat Sawicki in der *ThRev* 34 (1935) 15 f. eingehend dargelegt. Hentrich.

197. Nestle, W., *Menschliche Existenz und politische Erziehung in der Tragödie des Aischylos* (Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft, 23. Heft). gr. 8^o (VII u. 99 S.) Stuttgart 1934, Kohlhammer. M 6.—. — Diese primär philologische Arbeit zeigt interessante Beziehungspunkte zur Philosophie der Gegenwart, speziell der Existenzialphilosophie, und steht zugleich unter dem starken Eindruck des geistigen Umbruchs in Deutschland. Darüber redet das Vorwort sehr offen und zuversichtlich. Man war bis zum Weltkrieg gewohnt, die tragischen Gestalten der Griechen, ebenso wie die des modernen Dramas, daraufhin anzusehen, inwieweit sie individuelle Charaktere seien. Aber der Logos der Tragödie gibt zunächst einen an sich bestehenden Zusammenhang des Sinnes oder den Mythos wieder, menschliche Sinnesart nur insofern, als sie an jenem teilhat. Mit dem Zerfall des Individualismus wurde die individualistische Betrachtungsweise auch in der Erforschung der Tragödie abgelöst. Solange wir in den letzten hundert Jahren den Menschen nur in der Vereinsamung kannten, vermochte eine Epoche, für die menschliche und politische Existenz zusammenfielen, gerade im Kern ihres Wesens nicht erfaßt zu werden. Schon Aristoteles war dies nicht mehr möglich. Erst mit dem Zerbrechen der alten Maßstäbe wurde der Weg frei für den Versuch, den Menschen aus seiner Stellung im Ordnungsgefüge Natur—Staat—Gott zu begreifen und damit zugleich die Funktion der Dichtung, die ihn schuf, als politische Erziehung zu verstehen. — Die Durchführung des Programms, zumal auf so kurzem Raum, muß notwendig schwierig sein. Problematisch bleiben nicht bloß Einzelwertungen, wie das Urteil über Aristoteles, sondern vor allem die methodischen Voraussetzungen für die These, daß bei Aischylos keine Lebensäußerung mehr vereinzelt, sondern stets eingeordnet im Gesamtbild des Menschen gesehen wird; daß dieses in allen seinen Teilen von der Lebensform der Polis bestimmt wird, in der der Mensch jener Zeit restlos aufgeht. Dies um so mehr, als nach N. Sokrates und Plato die eigentlichen Fortsetzer des Werkes von Aischylos werden. Die geschichtliche Abhängigkeit des Aristoteles von Plato macht es sehr unwahrscheinlich, daß z. B. der Eudämoniebegriff, der letztlich religiös unterbaut und für die Sozialauffassung mitbestimmend ist, in der Gesellschaftslehre des Aischylos ganz fehlen kann. Aristoteles sagt, daß die Tugend und Eudämonie bei vielen ein größeres Gut ist als beim einzelnen. Man mag zur These von Howald sich ablehnend verhalten, nach dem bei Plato von Sozialethik überhaupt nicht die Rede sein kann. Aber sicher ist das

eine, daß irgend eine Betonung der Gemeinschaft noch nicht genügt zum Beweis für die freilich ziemlich weit verbreitete These, daß menschliche Existenz bei den alten Griechen sich restlos mit der Eingliederung in die Polis als einziger Lebensform deckt.
Schuster.

198. Aristoteles. [Bibliographie] Hrsg. v. d. Preuß. Staatsbibliothek (Sonderdruck aus dem „Gesamtkatalog der Preußischen Bibliotheken . . .“). 2^o (156 Sp.) Berlin 1934, Preuß. Druckerei-Verlags-Aktiengesellschaft. — Bei der Besprechung des Albertus-Magnus-Sonderheftes des „Gesamtkataloges“ (vgl. Schol 10 [1935] 126) äußerten wir den Wunsch, daß auch von andern großen Männern, wie etwa Augustin, Averroes usw. ähnliche Sonderhefte herausgegeben würden. — Für das hier vorliegende A.-Sonderheft werden alle Freunde der Scholastik der Direktion des „Gesamtkataloges“ sich zu Dank verpflichtet fühlen. In 1428 Nummern werden hier alle Ausgaben der Werke des A. (der echten, zweifelhaften und unechten), die sich in den preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken finden, mit Angabe der Fundorte und mit Nachweis des identischen Besitzes der Bayrischen Staatsbibliothek in München und der Nationalbibliothek in Wien bibliographisch genau mit vorbildlicher deutscher Gründlichkeit beschrieben. (Die selbständigen Kommentare zu den Schriften des A. sind nicht aufgeführt, da sie im Gesamtwerk unter den Namen der Kommentatoren erscheinen.) Bei der Reichhaltigkeit des Besitzstandes der preußischen Bibliotheken, die Jahrhunderte hindurch systematisch gesammelt haben und außerdem die Schätze zahlloser säkularisierter Klöster bergen, muß diese Bibliographie sämtliche Ausgaben der Werke des A. aller Zeiten, Länder und Zungen nahezu vollständig enthalten. Für den A.-Forscher wird sie daher unentbehrlich sein. — Die Auslagen der Erstellung dieses „Gesamtkataloges“ sind so gewaltig, daß die Frage seiner Notwendigkeit und Wirtschaftlichkeit in den Fachkreisen der Bibliothekswissenschaftler oft erörtert wurde: bei dem Subskriptionspreise von 85.— *M* je Band werden nicht einmal die Ausgaben für Korrektur und Druck gedeckt; die Millionen, die in der 30jährigen Vorarbeit aufgewandt worden sind, müssen voll abgeschrieben werden. Aber auch ein Paul Ladewig, der in der jüngst erschienenen Neuauflage seiner anregenden, aber auch eigenwilligen „Politik der Bücherei“ (3. neugestaltete Aufl., Leipzig 1934, S. 205—211) alle Einwände zusammenfaßt, kommt zu dem Ergebnis, daß Geldaufwendung dem praktisch unberechenbaren Werte der Benützung dieses Gesamtkataloges gegenüber nicht ins Gewicht falle. — Andererseits ergibt sich aber daraus für die gesamte internationale Welt der Wissenschaftler die Ehrenpflicht, dieses Monumentalwerk nach Kräften zu unterstützen. Es steht zu hoffen, daß dieses A.-Sonderheft dem „Gesamtkataloge“ aus den Kreisen der katholischen Institute einige neue Subskribenten gewinnen wird.
Hentrich.

199. Jaeger, W., Aristotle. Fundamentals of the History of his Development. Translated with the Author's Corrections and Additions by Richard Robinson. 8^o (410 S.) London 1934, Oxford University Press (H. Milford). *Sh* 18.—. — Mit dieser Übersetzung von J.s Aristotelesbuch in das Englische ist endlich eine Forderung erfüllt, die für die englische Aristotelesforschung mit jedem Tage dringender wurde. Zwar brauchte die Beschäftigung mit dem Stagiriten bei den Gelehrten englischer Zunge nicht

neu geweckt zu werden, wie es bei uns nötig war. Denn bis in die neueste Zeit haben sie glänzende Leistungen auf diesem Gebiete aufzuweisen, so ihre berühmten erklärenden Ausgaben von Schriften des Philosophen. Aber J. hat die herkömmliche Aristotelesauffassung in wesentlichen Punkten völlig umgestaltet. Diesem Wandel der Ansichten werden auch die englischen Gelehrten Rechnung tragen müssen. Ein wichtiger Schritt in dieser Richtung ist — so wollen wir hoffen — mit dieser Übertragung getan. Mit Recht wurde dabei von größeren Änderungen abgesehen. Denn die J.s Werk beherrschenden Gedanken haben heute noch ebenso Gültigkeit wie beim Erscheinen der deutschen Ausgabe. Die Zusätze bestehen meistens in Literaturnachträgen oder in gelegentlichen Hinweisen auf die englischen Übersetzungen der Werke des Aristoteles. Vielleicht wäre eine Warnung vor der Überspannung und Überbetonung der Entwicklung, die Aristoteles in seiner Lehre zeigt, angebracht gewesen. Es ist sonst noch zu befürchten, daß wir einen Regenbogen-Aristoteles erhalten, wie einst auch eine Regenbogenbibel aus englischem Sprachgebiete kam. Für die Lösung der zeitlichen Bestimmung der *Meteorologie*, einer auch in der Übersetzung noch offen gelassenen Frage, sei hier auf *Meteor.* I 7 p. 345a 2 hingewiesen. Dort ist der athenische Archont Nikomachos erwähnt, d. i. Ol. 109, 4 = 341/340. Mit dieser Angabe enthält natürlich *Meteor.* III 2 p. 372a 29 eine entscheidende Bedeutung. J.s Bemerkung dazu wird vollauf bestätigt, und Idelers Ansatz der *Meteorologie* in die Zeit vor dem Aufenthalt des Aristoteles in Makedonien (*Arist. Meteor.* I p. X) kann danach nicht mehr gehalten werden. Möge das Buch auch in seiner englischen Fassung so befruchtend und richtunggebend wirken, wie es dies in seiner deutschen getan hat! Kutsch.

200. Moser, S., Zur Lehre von der Definition bei Aristoteles. 1. Teil: Organon und Metaphysik (Phil. u. Grenzwissensch. VI 2). gr. 8^o (39 S.) Innsbruck 1935, Rauch. M 2.—. — Nach der Topik enthält die Differenz den Gattungsbegriff nicht. Brentano meint, in der Metaphysik habe Aristoteles, um die Einheit der Definition zu retten, diese Lehre aufgegeben: Jede Differenz enthalte begrifflich sowohl sämtliche etwa übergeordneten Differenzen wie auch die oberste Gattung, so daß eigentlich die letzte Differenz für sich allein schon die ganze Definition ist. M. zeigt durch scharfsinnige Analyse und Vergleichung der Texte, daß diese Deutung unhaltbar ist. Die Einheit der Definition wird nach A. dadurch gewahrt, daß die Gattung sich zur Differenz verhält wie der Stoff zur Form. de Vries.

201. Nestle, W., Griechische Religiosität von Alexander d. Gr. bis auf Proklos (Die griechische Religiosität in ihren Grundzügen und Hauptvertretern von Homer bis Proklos III) (Sammlung Götschen 1080). kl. 8^o (190 S.) Berlin 1934, de Gruyter. M 1.62. — In 2 früheren Bänden (Götschen 1032 1066) ist die griechische Religiosität von Homer bis Aischylos, sowie von Perikles bis Aristoteles behandelt. N. ist der Neubearbeiter der „Philosophie der Griechen“ von Ed. Zeller. Da die griechische Religiosität eng mit der Philosophie verbunden ist, war N. für diesen kurzen Überblick besonders geeignet. Mehr als eigentümlich wirkt der Schluß: Tausend Jahre lehrte man uns, das Leben sei Vorbereitung auf den Himmel. Es ist Zeit umzukehren. Der heldisch germanische Geist wird sich von artfremder orientalischer Selbsterniedrigung zu sich selbst zurückfinden. Wie ein äußeres An-

hängsel ist dieser Schluß den sonst trefflichen Auseinandersetzungen angeklebt. Brs.

202. Rieth, O., Grundbegriffe der stoischen Ethik. Eine traditions-geschichtliche Untersuchung (Problemata. Forschungen z. klass. Philologie. Heft 9). gr. 8^o (X u. 209 S.) Berlin 1933, Weidmann. M 14.— Bei den Peripatetikern erscheint die stoische Lehre als einheitlich. Aber zwischen Chrysipp und Panaitios haben sich die Stoiker von der alten Strenge nicht wesentlich entfernt. Auch Diogenes, der Schüler Chrysipps, stimmt in seiner ethischen Telosformel mit Diogenes Laertius überein. Selbst der große Poseidonios beruft sich auf Zenon, Kleantes und Plato. Daß er eine Sonderstellung zur allgemein stoischen Unterlage einnehme, läßt sich nicht unmittelbar erkennen, es wird nur aus Mitteilungen des Galen und Strabon erschlossen. — R. wagt die methedisch richtige, aber mühevoll Frage: Läßt sich aus den Autoren der Kaiserzeit noch für uns die damalige Bearbeitung der allgemein stoischen Lehre erschließen? Bei diesem Versuch einer Rekonstruktion sind die verschiedenen Wissenszweige (Physik, Ethik) gesondert zu behandeln. Erst nach dieser großen und schwierigen Vorarbeit darf man zu der etwaigen neuen Synthese des Poseidonios vordringen oder die besondere Hinneigung des Panaitios zu Plato erklären. Um ein besonderes Muster anzuführen, verweise ich auf das Verhältnis des Chrysipp zu Poseidonios (162 ff.). Lediglich um das große Interesse an den lexikalischen Untersuchungen zu bekunden (z. B. bei der Terminologie des Poseidonios), füge ich zwei Ergänzungen bei. Zu πῶσις (175) dürfte die ausdrückliche Wortklärung, die uns Proclus (In Euclidem 212, 6 ed. Friedlein) überliefert, heranzuziehen sein (auch 222, 22 ἀπῶσις). Zu S. 192 finden sich schon bei Platon (Soph. 266 A) zwei sich kreuzende Einteilungen κατὰ μήκος und κατὰ πλάτος. — All diese mühevoll Kleinarbeit ist von ausschlaggebender Bedeutung für das Verständnis späterer Entwicklungen: Ist des Poseidonios Timaioskommentar Quelle des folgenden Mystizismus? setzt sein System bereits Keime zum Neuplatonismus an? geht es in eklektischem Philosophieren bald in aristotelischer, bald mehr in platonischer Denkart auf, wie in der gesamten christlichen Philosophie? Brs.

203. Labowsky, Lotte, Die Ethik des Panaitios. Untersuchungen zur Geschichte des Decorum bei Cicero und Horaz. gr. 8^o (124 S.) Leipzig 1934, Meiner. M 8.— Zielinski (Cicero im Wandel der Jahrhunderte) und Stelzenberger (Die Beziehungen der frühchristlichen Sittenlehre zur Ethik der Stoa) haben dargefan, wie Cicero für Laktanz, Ambrosius und Augustinus einflußreicher Lehrmeister ist. Horaz dagegen ist nur in seinen Weisheitslehren, die in Florilegiensammlungen Aufnahme fanden, lebendig geblieben; der Ethiker verdrängte den Lyriker dergestalt, daß man ihn zur Zeit Dantes nicht mehr kannte (E. Moore, Studies from Dante). Die Verf. hat daher aus reichem Stoff für sich besonders Passendes ausgewählt und auch gut behandelt (z. B. S. 36). Der Hauptnachdruck liegt auf der Zurückführung der allein erhaltenen lateinischen Nachbildung zum griechischen Vorbild, das nur erschlossen werden kann (4 32 42 44 55 112). Da Panaitios in der Ars vivendi (112—124) die Unsterblichkeit leugnet, so kehren seine praktischen Anweisungen bei christlichen Autoren auf anderer anthropologischer und dogmatischer Unterlage wieder (F. Wagner, Geschichte des Sittlichkeitsbegriffs). Brs.

204. Juhnke, J., Das Persönlichkeitsideal in der Stoa im Lichte der paulinischen Erlösungslehre (Greifswalder Theol. Forschungen Band 5). gr. 8^o (92 S.) Greifswald 1935, Bamberg. M 2.80. — Es handelt sich um die beiden Stoiker Seneka und Epiktet. Dem ersteren ist der apokryphe Briefwechsel mit dem hl. Paulus für die Erhaltung seiner Schriften zugute gekommen. Seine heroische Freiheit ist allein in dem eigenen Innern gegründet; sie mildert die Affekte und hat ein rein irdisches eudämonistisches Ziel. Seneka war Zeuge der kaiserlichen Willkür Neros und mußte seine Lehre mit dem Tode besiegeln. Im Vergleich hiermit lebt Epiktet fern von der großen Welt. Er hat in etwa das Christentum gekannt und bietet in den von Arrian aufgezeichneten und zusammengestellten Worten lebendige Aussprüche, die, im kynischen Stil gehalten, vielfach an die Briefe des hl. Paulus erinnern. Im Titel muß man den Ausdruck „Persönlichkeit“ stark herabmindern auf den Begriff der menschlichen Gattung. Im Gottesbegriff liegt der wesentliche Unterschied zwischen christlicher und stoischer Auffassung. Neben diesem abgrundtiefen Gegensatz bedeuten heldenhafte Worte über Selbsterlösung nicht viel. Es fehlt einerseits die Demut und andererseits das unentwegte Vertrauen in die objektiv gegebene Erlösung durch Christus (vgl. 73 ff.).

Brs.

205. Wébert, J., Saint Thomas d'Aquin le Génie de l'Ordre. 8^o (275 S.) Paris 1934, Denoël et Steele. Fr 20.— In einer für weitere Kreise verständlichen Form wird die Eigenart des theologischen und philosophischen Werkes des hl. Thomas dargestellt. Dabei wurde aber weniger auf das Inhaltliche als das Strukturelle Nachdruck gelegt, entsprechend dem Titel des Werkes. Nur in dem Abschnitt „Thomas d'Aquin devant l'âme moderne“ wird die Moral ausführlich behandelt. Der hierarchisch-ästhetische Aufbau seines Weltbildes, die mehr systematische als geschichtliche Interpretation anderer Autoren, vor allem aber der grundlegend theologische, nicht rein philosophische Charakter seines Werkes kommen zur Sprache, wobei die Grenzen leise, oft in der Form von Lobsprüchen, angedeutet werden. Wenig befriedigt, was über das Verhältnis von thomistischer und moderner Philosophie im K. IX gesagt wird.

Brunner.

206. Odebrecht, Rud., Nikolaus von Cues und der deutsche Geist. gr. 8^o (VI u. 56 S.) Berlin 1934, Junker u. Dünnhaupt. M 2.80. — „Der Wunsch, über die Grundlagen und Aufgaben deutscher Weltanschauungslehre zur Klarheit zu gelangen“, war die Veranlassung zu dieser Arbeit des Berliner Privatdozenten O., der er den Untertitel mitgibt „Ein Beitrag zur Geschichte des Irrationalitätsproblems“. Sie will die Deutschtätigkeit des kusanischen Denkens aufweisen, die geschichtlichen Grundlagen seiner Fragestellung untersuchen, den kartesianischen und den kusanischen Zweifel gegeneinanderstellen, endlich die Grundlegung des irrationalen Gebietes durch die ars coincidentiarum und deren Dienst für den „kreishaften Logos“ aufzeigen. — Der Arbeiten über den Kusaner sind gerade heute nicht wenige. Manches an diesem Buche wird noch nicht ganz ausgegorener Wein sein. Ist es nicht ansprechender, ehrlich zu gestehen, daß der Kusaner uns letztlich immer rätselhaft bleiben wird?

Hentrich.

207. Descartes, René, Lettres sur la morale. Correspondance avec la princesse Elisabeth, Chanut et la reine Christine. Texte revu et présenté par J. Chevalier (Bibliothèque de

Philosophie). 8^o (XXVIII u. 333 S.) Paris [1935], Boivin. Fr 30.— Für zwei Fürstinnen, völlig ungleich in ihren äußeren Lebensgeschicken, haben die Briefe eines D. Entscheidendes bedeutet: die unglückliche Tochter des vertriebenen und verspotteten „Winterkönigs“, die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, gewinnt aus ihnen den inneren Halt in den grausamen Schicksalsschlägen ihres Lebens; — die eigenwillige Tochter eines Gustav Adolf, die von ganz Europa bewunderte Königin Christine von Schweden, schöpft aus den Ratschlägen des Philosophen die sittliche Kraft, über ihr Glück hinauszuwachsen und auf einen Königsthron freiwillig zu verzichten. — Ein Briefwechsel, der solches bewirkte, wird über seine Zeit hinaus wirken; deshalb wird man Ch. für die Neuausgabe dankbar sein. Allerdings bietet er in wissenschaftlicher, editionstechnischer Hinsicht nichts Neues: druckt er doch, wie ich durch genauen Vergleich feststellte, einfach den von Adam und Tannery hergestellten Text (Paris 1897—1910, Cerf) noch einmal ab. Auch die (wenigen) Anmerkungen sind ein Auszug aus den betr. Anmerkungen Adams und Tannerys. Allerdings war nach der Erstellung der „Editio definitiva“ in textkritischer Hinsicht einem Ch. keine Arbeitsmöglichkeit geblieben. — In praktischer Beziehung ist die Neuausgabe nicht überflüssig: Die bei Adam-Tannery über mehrere unhandliche Großquartbände hin in den sonstigen Briefwechsel D.' eingestreuten 80 Briefe sind hier in einem bequemen Kleinoktavbändchen in zwei geschlossenen Sachgruppen zusammengefaßt, die Rechtschreibung ist der heutigen angeglichen und etliche Textkonjekturen A.-T.s sind aus dem Apparat in den Text hinaufgenommen worden. Außerdem hat Ch., der sich durch sein Werk „Descartes“ (Paris 1921, Plon) in Fachkreisen ausgewiesen hatte, eine gute, knapp gehaltene Einleitung von 26 Seiten vorausgeschickt. — Die „Bibl. de Phil.“, deren 5. Band diese Schrift darstellt, will, offenbar nach dem Vorbild der deutschen „Philosophischen Bibliothek“ (Meiner, Leipzig) die Werke der großen Philosophen in bequemen Handausgaben den weiteren Kreisen der Studenten und Gebildeten zugänglich machen.

H.

208. Meier, Ludger, O. F. M., Der Studiengang des Ex-Dominikaners Narcissus Pfister O. S. B. an der Universität Köln: ArchFrPraed 4 (1934) 228—257. — Nach eingehender Untersuchung der Hs Augsburg Q 31, in der Pf. die von ihm gehörten oder gehaltenen Vorlesungen und Disputationen der Jahre 1400—1410 mit Daten und Umständen aufgezeichnet hat, rundet M. die eingestreuten Bemerkungen zu einem dokumentarisch belegten, anschaulichen Bilde des damaligen theologischen Studienganges an der Universität Köln. Die Arbeit ergänzt die 1921 erschienene Studie von G. M. Loeher O. P., der nach einer ähnlichen Hs des Dominikaners Franckel (Stadtbibl. Frankfurt) die Kölner Studienverhältnisse für das Ende des 15. Jahrh. untersucht hatte. — Hervorgehoben sei der Schlußsatz des Aufsatzes: „Es wäre gewiß zu begrüßen, wenn der deutsche theologische Schulbetrieb moderner Prägung auch über einige wenige Ordensanstalten hinaus wieder in weiterem Maße zur lateinischen Unterrichtssprache und zur scholastischen Disputation zurückkehren würde, das um so mehr, als der Wunsch der Kirche es nahelegt.“

H.

209. Peters, H. G., Die Ästhetik Alexander Gottlieb Baumgartens und ihre Beziehungen zum Ethischen (Neue Deutsche Forschungen, Abt. Philos. 1). gr. 8^o (61 S.) Berlin 1934, Junker u.

Dünnhaupt. *M* 240. — Die kleine, aber gehaltvolle Arbeit zerstört in manchen Punkten die bisherige opinio communis über die Ästhetik Baumgartens. Die perfectio wirkt sich in der cognitio sensitiva aus, und der ästhetische Gegenstand besteht aus einem Zusammenklängen von Gehalt, Anordnung und Zeichen (in Wort, Ton und Farbe). Die Ästhetik B.s ist nicht so sehr am Akt der Einfühlung als vielmehr am ästhetischen Gegenstand selbst orientiert. In der Frage der Abhängigkeit der Ästhetik von der Ethik berührt sich B. mit Schillers Auffassung von Anmut und Würde. Die Ästhetik besitzt eine Eigengesetzlichkeit, die sich gleichweit vom Standpunkt der L'art-pour-l'art-Auffassung wie von einer unkünstlerischen „Et-prodesse“-Moral fernhält. In dieser Hinsicht ist die Lehre von den umbrae virtutum und der virtus amabilis bedeutsam. Die Verbindung des Sittlichen mit dem Ästhetischen ergibt das Liebenswürdige in der Tugend.

Schuster.

210. Kein, O., Die Universalität des Geistes im Lebenswerk Goethes und Schellings. gr. 8^o (520 S.) Berlin [1934], Junker u. Dünnhaupt. *M* 12. — Auch wenn man die Begeisterung des Verf. für die „organisch-synthetische Geistesrichtung der Goethezeit“ nicht teilt, wird man doch im ganzen den geschichtlichen Ausführungen zustimmen, die das Weltbild Goethes und Schellings nahe aneinander rücken. Allerdings ist wohl der Einfluß der damals allgemeinen Weltauffassung wie auch einzelner Philosophen, Spinozas z. B., etwas zu sehr abgeschwächt zugunsten eines unmittelbaren Zusammenhangs zwischen dem Dichter und dem Philosophen. Aber auch so bleiben in vielen Einzelheiten augenfällige Übereinstimmungen genug, und sicher steht Goethe Schelling näher als irgend sonst einem der damaligen Philosophen. Dies wird am Begriff der Metamorphose, an den Auffassungen der Farbenlehre, an der Stellung zu Geschichte, Kunst, Sittlichkeit und Religion nachgewiesen. Bei beiden handelt es sich tatsächlich um eine Auffassung der Welt nach den Kategorien des Organischen, als eines Ausdrucks von Urphänomenen, die sich in der Erscheinung entfalten; dabei steht ganz folgerichtig besonders anfangs das Ästhetische im Vordergrund und drängt Ethik und Religion zurück. Man hätte nur eine straffere Behandlung des Stoffes gewünscht. Dadurch, daß schon die lange Einleitung fast alle Gedanken des Werkes bringt, aber doch wieder nicht mit genügender Begründung, hat sich K. zu ermüdenden Wiederholungen und unnötiger Breite verurteilt. Die Aufführung der Literatur am Schlusse ist weder alphabetisch noch chronologisch geordnet, so daß man beim Suchen viel Zeit verliert. Brunner.

211. Haeblerlin, C., Einführung in die Forschungsergebnisse von Ludwig Klages. 8^o (86 S.) Kampen (Sylt) 1934, Kampmann. *M* 130. — Nach einer Einleitung über Klages' „geistige Ahnen“ entfaltet der Verfasser dessen Lehre von Leib—Seele—Geist, von Lebensvorgang und kosmischem Geschehen, vom Ausdruck, von Rhythmus und Regel, von Empfindung und Anschauung, Bewegung und Gestaltung, von geistigem Auffassen, Urteilen, Wollen. Zwei Schlußkapitel feiern den Begründer der Charakterkunde und den „Lebensführer“. Ein dankenswerter Anhang weist auf seine wichtigsten Schriften. Als begeisterte, selbst von Klages'scher Geistigkeit erfaßte Apologie des Philosophen kann die Studie in mancher Hinsicht näher an ihn heranführen, als es seine nüchtern objektive, kritische Darstellung vermöchte. Freilich teilt sie dabei auch

die Einseitigkeiten des Gefeierten und zwingt zur Frage, wieweit die geistfeindliche Seele—Geist-Metaphysik von Klages trotz vieler geistvoller Einzelbeobachtungen Ressentimentphilosophie sei und ob nicht die so geringgeschätzten Nach-Heraklitiker die metaphysischen Probleme von Sein und Werden, Geist und Leben bedeutend tiefer erfaßt und wirklichkeitsnäher durchdacht haben.

Willwoll.

212. Deussen, J., Klages' Kritik des Geistes (Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie, H. 5). gr. 8^o (XVI, 169 u. 30* S.) Leipzig 1934, Hirzel. M 4.80. — Nach einem ersten Kapitel über Entwicklung, Werk und Wirkung von Klages werden die einzelnen Lehren dargestellt und kritisiert: Mensch und Geist, Dasein des Geistes, Erscheinung und Erscheinungsformen des Geistes, Symbolik und Symbolformen des Geistes und das Problem der Wissenschaft von den Symbolen des Geistes. Dabei steht D. auf einem dem Klagesschen nahe verwandten, dem „biozentrischen“ Standpunkte. Die gemeinsame lebensphilosophische Grundlage zeigt sich denn auch in der Betonung der Gestalten — als „Bilder“ bei Klages, dessen Erkenntnistheorie in manchem an die sonst so verschiedene des Averroes erinnert, als Symbole bei D. —, im romantischen Weltgefühl als Grundlage, in der Vernachlässigung der personalen Sphäre. D. weicht aber von der radikalen Entgegenstellung von Geist und Leben, wie sie bei K. besonders im dritten Stadium der Entwicklung eintrat, ab zugunsten einer stärkeren Betonung der Angewiesenheit beider aufeinander. Auch bemerkt er ausdrücklich, daß die philosophische Haltung bei K. auf eine vorphilosophische ressentimentgeladene Entscheidung zurückgeht. — Das Buch, das im einzelnen scharfsinnig ist, ist, wie der Verf. selbst empfindet, schwer lesbar, weil der Stoff zu sehr in Einzelpunkte zerrissen ist, aus denen die große Linie nicht wieder ersteht. Wer K. nicht schon vorher kannte, wird sich schwer aus diesem Buche ein zusammenhängendes Bild von seinem System machen können. Auch ist zwischen Wissenschaft und Philosophie nicht genügend geschieden, so daß der Fehler, der gerade durch die Verdrängung echter Metaphysik durch die Wissenschaft entstand, hier nicht behoben, sondern durch die „biozentrische“ Einseitigkeit nur verschoben wird.

Brunner.

213. Willrodt, Stephanie, Semifikationen und Vollifikationen in Vaihingers Philosophie des Als-Ob. Mit einer monographischen Bibliographie Hans Vaihingers von Ad. Weser (Leipzig) (Studien u. Bibliographien z. Gegenwartsphilosophie H. 7) gr. 8^o (XII u. 139 S.) Leipzig 1934, Hirzel. M 4.50. — W. untersucht vor allem die grundlegenden Behauptungen V.s und weist ihm mannigfache Fehler nach. Das Fermatsche Beispiel werde falsch verwertet, die Unterscheidung zwischen Semi- und Vollifikationen nicht konsequent durchgeführt. Bei den Allgemeinbegriffen, in der Geometrie und im Atombegriff nimmt V. die Abweichungen von der Wirklichkeit, die nur der Veranschaulichung dienen, als logisches Merkmal in den Begriff auf. Nicht alle Fiktionen sind Umwege, manche unterstützen das Denken. Die Analogien haben nur psychologischen, nicht logischen Wert. Widersprüche im erklärenden Begriff sind noch kein Beweis, daß ihm nicht Wirkliches zugrunde liege. Die irrationalen, imaginären und Bruchzahlen sind nicht widerspruchsvoll, ebenso die sittlichen Ideale. Den Beweis, daß Denken und Sein nicht zusammengehen, habe V. nicht erbracht. — Man hätte noch eine gesamtphilosophische

Würdigung gewünscht, die freilich nur negativ ausfallen könnte. Denn V. erklärt nicht, wie eine irrationale Wirklichkeit all die wunderbaren geistigen Gebilde hervorbringen kann. Vor allem aber führt die Theorie V.s, konsequent durchgedacht, zu einem vollendeten Nihilismus und damit zur Auflösung jeder Kultur. Trotzdem übte er einen weittragenden Einfluß aus, wie die Bibliographie von Weser zeigt.

214. Beck, M., Kritik der Schelling-Jaspers-Heidegger'schen Ontologie: Philosophische Hefte 4 (1934) 97—164. — Dieser inhaltreiche und sehr lesenswerte Artikel ist eine Abrechnung mit der heutigen Lebens- und Existenzialphilosophie. Ihr wird vorgeworfen, sie habe den klassischen Seinsbegriff völlig mißverstanden, als sei er dem toten, starren Sein des Gegenständlichen allein entnommen und übertrage dessen Strukturen auf den Geist, das Subjekt. Infolge dieses Mißverständnisses, das schon Schelling beging, wird nun dem Subjekt das Sein abgesprochen; Sein gilt vielmehr als Ergebnis, Entwurf des Geistes. Geist ist reine Selbstsetzung, reine Möglichkeit, absolute Freiheit, die sich selbst zu dem macht, was sie ist. Darum entspringt alles einer absoluten Irrationalität, dem Nichts, der Nichtigkeit. Was aber Fichte und Schelling noch von Gott aussagten, das ist nun auf den Menschen verendlicht. Dasein ist reine Unbestimmtheit, die sich selbst bestimmt und ins Sein setzt; Dasein und Sosein sind verwechselt, ebenso tritt an Stelle einer Ontologie eine Genealogie des Seins; Grund der Washeit und der Existenz werden durcheinandergeworfen. — Zu bemerken wäre nur, daß wohl der Seinsbegriff bei Spinoza doch nicht mehr ganz der gleiche war wie bei der Scholastik. Descartes ist vorhergegangen. Man kann wohl das Bemühen von Spinoza als den mißglückten Versuch ansehen, den cartesianischen erstarrten Seinsbegriff wieder zu verlebendigen, Denken und Ausdehnung aus der toten Entgegensetzung wieder zu lösen. Statt des Ausdrucks *causa sui*, den die Scholastik ablehnt, und der, wie gerade der Artikel zeigt, soviel Verwirrung angerichtet hat, wäre besser ein für allemal *sua ratio* zu setzen. Auch scheint B. eine reine Geltung an sich zu vertreten, was Sein und Wahrheit auseinanderreißen würde.

Brunner.

215. Mettler, A., Max Weber und die philosophische Problematik in unserer Zeit (Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie Heft 9) 80 (152 S.) Leipzig 1934, Hirzel. M 4.50. — In gründlicher Kenntnis der einschlägigen Literatur legt M. im ersten Teil der Arbeit Webers „Anliegen“ (Wissenschaft und Politik; Wertfreiheit der Wissenschaft; Begriff des Idealtypus; Philosophie und Einzelwissenschaften; wissenschaftliche und religiöse Wahrheit; Metaphysik und Glaube) dar, bleibt im zweiten Teil nach einer Kritik ihm typisch scheinender Lösungsversuche (Wundt, Eucken, N. Hartmann, H. Barth, Kierkegaard, Rickert, Jaspers, Troeltsch) trotz kritischer Bedenken gegen seinen Soziologismus im wesentlichen beim Pluralismus Webers stehen. Ein entschiedenes Durchdenken dieses Pluralismus und der damit verbundenen Behauptung unmöglicher Standpunktphilosophie würde u. E. bald aufweisen, wie trotz aller gegenteiligen Versicherungen diese Haltung einen metaphysischen und religiösen Standpunkt impliziert, in dessen Bewußtmachung Webers Denken zugleich begriffen und überwunden würde. — Die Charakterisierung des Verhältnisses von Glauben und Wissen bei Augustin, Anselm, Albertus und Thomas (36) ist mehr als oberflächlich.

Hirschmann.

216. Messer, A., Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland (Wissenschaft u. Bildung 138), 8., verbess. Aufl. kl. 8^o (149 S.) Leipzig 1934, Quelle & Meyer. M 1.80. — Diese neue Auflage weist die bekannten Vorzüge der frühern auf. Eingehendere Darstellung der Grundtypen und Zeitströmungen, registermäßige Einordnung der ihnen zugehörigen Namen, objektive Beurteilung, wobei M. freilich seine Sympathien und Antipathien nicht ganz verbergen kann. Recht treffend ist die Kritik am Idealismus, Naturalismus und Irrationalismus. Die Existenzialphilosophie hätte wohl einen etwas breiteren Raum verdient, desgleichen einzelne Philosophen wie Dilthey, Przywara. Die „deutsche Glaubensbewegung“ und verwandte Bestrebungen wird man wohl kaum unter dem Namen „religiöse Erneuerungsbewegung“ zusammenfassen dürfen. Die Auseinandersetzung mit der kath. Philosophie ist von ruhiger Sachlichkeit getragen, wenn auch nicht in allen Punkten zutreffend. Rast.

217. Etcheverry, A., L'idéalisme français contemporain. gr. 8^o (376 S.) Paris 1934, Alcan. Fr 35.—. — E. bietet uns ein überaus gründliches, zusammenfassendes Werk über den neueren französischen Idealismus, das ebenso von umfassender Kenntnis des Schrifttums wie von echtem Verständnis der Problematik und von sicherem und klarem Blick für die entscheidenden Schwächen des Idealismus zeugt. Im ersten Teil kommen die Vertreter des Idealismus reichlich zu Wort: Zunächst Lachelier, dann Hamelin mit seinem an Hegel anknüpfenden dialektischen Idealismus, der in streng rationaler Methode aus dem Grundbegriff der Beziehung alle Realität mit logischer Notwendigkeit sich entwickeln läßt, schließlich Brunschvicgs in vielem gerade entgegengesetzte positivistische „Philosophie des Geistes“, die den (absoluten) Geist in seinen Schöpfungen völlig frei und unberechenbar fortschreiten läßt. Im zweiten Teil sammelt E. dann mit sicherem Urteil für das Wesentliche und wirklich Durchschlagende aus den verschiedensten Werken und Zeitschriftenaufsätzen das Beste, was die zeitgenössische französische Philosophie gegen den Idealismus vorgebracht hat. Es wird hier nicht nur ein überaus reiches, bisher weit zerstreutes Gedankengut glücklich zusammengefaßt, sondern das Ganze ist auch mit überlegener Selbständigkeit durchformt und gestaltet, so daß es ein Genuß ist, diese Kapitel zu lesen. Die Verdienste des Idealismus in der Überwindung des Positivismus werden anerkannt. Aber es zeigt sich auch klar, daß er in all seinen Formen gegenüber der unbestreitbaren Mehrheit denkender Wesen und gegenüber dem Problem des „Gegebenen“ (dem „choc expérimental“) versagt. Schließlich wird offenbar, daß in jedem Idealismus noch ein verborgener Rest von Realismus steckt, wie es sich ja auch die verschiedenen idealistischen Philosophen immer wieder gegenseitig vorwerfen. Gegenüber Hamelin wird besonders darauf hingewiesen, daß die Relation unmöglich das Erste sein kann, gegenüber Brunschvicg, daß die bloße Tatsache weder eine Metaphysik noch eine Ethik noch eine Religion begründen kann. — Wie richtig E.s Urteil über Brunschvicgs idealistisch verbrämten Positivismus ist, geht mit erschreckender Deutlichkeit aus dessen Prager Vortrag über „Religion und Philosophie“ hervor (vgl. RevMétMor 42 [1935] 1—13), der in einem wahrlich nicht mehr zeitgemäßen, seichten Fortschritts- und Humanitätsoptimismus alles Verständnis für den tiefen Ernst der religiösen Frage vermissen läßt. de Vries.

218. *Indirizzi e conquiste della filosofia neoscolastica italiana*: Ergänzungsband zu RivFilNeoscol 26 (1934). gr. 8° (247 S.) L 15.—. — Die Mailänder neuscholastische Zeitschrift hat in den 25 Jahren ihres Bestehens, wie der Hl. Vater selbst in einem Brief an ihren Begründer und Leiter A. Gemelli mit höchstem Lob anerkennt (AAS 27 [1935] 76 f.), zur Belebung und zum Ausbau der scholastischen Philosophie Hervorragendes geleistet und zu der wiedererwachten allgemeinen Schätzung dieser Philosophie wesentlich beigetragen. Darum hat dieser Jubiläumsband gewiß seine Daseinsberechtigung. Er gibt einen Überblick über die geleistete Arbeit und behandelt in grundsätzlichen Aufsätzen die im Lauf der Zeit herausgearbeitete Stellung der Mailänder Schule zu verschiedenen wissenschaftstheoretischen Fragen. So behandelt A. Masnovo das Problem der „christlichen Philosophie“, U. Padovani die Stellung der Neuscholastik zur Geschichte der modernen Philosophie, P. Rossi das Verhältnis von Philosophie und Naturwissenschaft (er betont, daß die Mathematisierung der Naturwissenschaft diese der Philosophie eher entfremdet als annähert), A. Gemelli die Stellung der Neuscholastik zur modernen Psychologie (Psychologie als eine gegenüber Naturwissenschaft und Philosophie selbständige Wissenschaft ist von der größten Bedeutung für die Philosophie), M. Casotti das Verhältnis der Neuscholastik zur Pädagogik. Interessant ist, daß sowohl Gemelli wie Padovani das eigentlich Charakteristische der italienischen Neuscholastik in der Erforschung und kritischen Beurteilung der Geschichte der modernen Philosophie sehen; es ist in der Tat erstaunlich, wie viel in dieser Beziehung von Olgiati und andern Gelehrten der Mailänder Schule geleistet worden ist. In dem vorliegenden Band nehmen indes den breitesten Raum die Darlegungen O.s über die verschiedenen Lösungsversuche des Erkenntnisproblems in der italienischen Neuscholastik ein (43—160). Gewiß ist auch hier manches Wertvolle zutage gefördert worden, namentlich von denen, die mühsame Kleinarbeit nicht gescheut haben. Aber wir können uns bei dem Bericht über die manchmal recht lebhaften Auseinandersetzungen des Eindrucks nicht erwehren, daß es hier noch sehr an der nötigen Zusammenarbeit fehlt. So kommt es, daß selbständige Gedanken einzelner, die vielleicht als Bausteine ganz brauchbar sind, von diesen einseitig zu einer allzu summarischen Gesamtlösung ausgeweitet werden, die die Vielgestaltigkeit unserer Erkenntnisweisen übersieht und darum als begriffliche Konstruktion erscheinen muß.

de Vr.

2. Literargeschichte der Scholastik.

219. Kraft, B., *Die Handschriften der Bisch. Ordinariatsbibliothek in Augsburg*. 4° (110 S.) Augsburg 1934, Haas u. Grabherr. M 18.—. — Da ähnliche Bibliotheken dem Besucher nicht immer offenstehen, ist es sehr zu begrüßen, daß K. eine recht eingehende Schilderung der Hss mit zahlreichen Reproduktionen, die sehr gelungen sind, bietet. Es werden die in der Ordinariatsbibl. vorhandenen Hss aus Füssen, aus der Reichsabtei St. Ulrich, aus Benediktbeuern und Ottobeuern wie aus der Domsakristei Augsburg beschrieben. Daran schließt sich noch ein Katalog der jüngeren Hss an, dann ein Personen- und Sachregister nebst einem der genannten Hss und Autoren. Wertvolle historische Einleitun-

gen zu den einzelnen Sammlungen sind geboten. Für die Scholastik enthält die Bibliothek aber nicht viel. Genannt sei vor allem eine Überlieferung von Hugos *De sacramentis*, Hs 7 (s. 12/13) und einige Glossen, z. B. Hs 15. Selbstverständlich, könnte man fast sagen, auch die *Historia scholastica* des Petrus Comestor, Hs 18.

Weisweiler.

220. de Ghellinck, J., S. J., Pierre Lombard: *DictThCath* 12, 1941—2019. — Vom besten Kenner des Lombarden, der sich durch seine zahlreichen Aufsätze und sein Werk „*Le mouvement...*“ längst als solcher ausgewiesen hat, konnte man eine schöne Arbeit über den Magister *sententiarum* erwarten. Was den vorliegenden langen Artikel besonders interessant macht, ist der Umstand, daß er als Lexikonartikel alle wichtigeren Probleme berühren mußte. So war dem Verf. Gelegenheit gegeben, seine eigenen Ansichten fortzuführen und uns das Ergebnis eines Lebensstudiums vorzulegen. Der Artikel behandelt daher auch alle wichtigen Fragen: Leben, Werke (echte, unechte), ihre theologische Analyse, die Kämpfe um den Lombarden und seinen Triumph in der Scholastik. Ein besonderer Vorteil der Arbeit liegt in dem ruhigen objektiven Urteil; ja, ich scheue mich nicht, ausdrücklich zu sagen, daß sie einfachhin ein Schulbeispiel für eine objektive Darstellung ist. Der Probleme um den Lombarden sind, wie bei jedem Frühscholastiker, viele. Statt nun mit hunderten von Hypothesen aufzuwarten oder Konstruktionen zu bieten, zieht es Gh. vor, in ruhiger Abwägung das Sichere sicher, das Wahrscheinliche nur wahrscheinlich zu nennen und an recht vielen Stellen ausdrücklich zu betonen, daß hier die weitere Forschung erst noch notwendig ist. So bietet der Artikel einen vorzüglichen Überblick und auch eine ausgezeichnete Literaturangabe bei fast allen Fragen, ohne dabei aber das persönliche Urteil beiseite zu lassen. Hier ist also eine gute Grundlage, auf der die neuen Funde weiterbauen können. Inzwischen hat das gute Buch von Schupp über die Gnad Lehre des Lombarden wie der zu erwähnende Artikel von Pelster (vgl. Schol 10 [1935] 125) schon Neues gebracht. Mit Freude kann ich feststellen, daß Gh. in der Frage der Priorität der *Summa sententiarum* mit mir gleicher Meinung ist. Vorzüglich paßt dazu auch seine unabhängig davon erarbeitete Charakteristik des Lombarden: „*Les caractères de l'ouvrage [Libri sent.] ne permettent nullement d'attribuer le génie à son auteur... La comparaison avec divers de ses contemporains ne lui est pas non plus avantageuse, ni pour la vigueur philosophique, ni pour la finesse dialectique, ni pour la compréhension personnelle ou pieusement approfondie du dogme, ni pour la netteté des airs précis ou l'expression vigoureuse d'un esprit maître de sa pensée... Mais, par contre, un haut ensemble de qualités moyennes et l'absence de caractéristiques trop spéciales donnent aux IV libri Sent. certains avantages... qui lui assuraient pour l'enseignement scolaire une réelle supériorité*“ (2016). Ich würde nicht so viel auf die Zueignung der bekannten frühen Glosse an Petrus von Poitiers geben. In einer Arbeit über die von mir neugefundene Münchener Glosse (Festschrift Grabmann) weise ich nach, daß sie mindestens nicht ganz von Petrus von Poitiers stammt. Über die Stellung zur Frage der umstrittenen Schriften des Lombarden vgl. Schol 7 (1932) 303 f. W.

221. Pelster, Fr., Eine ungedruckte Einleitung zu einer zweiten Auflage des „*Eulogium ad Alexandrum III Johannis Cornubien-*

sis“: *HistJb* 54 (1934) 223—229. — An Hand des von ihm neu gefundenen Prologs der zweiten Auflage des Eulogiums in Cod. 265 der Pariser Arsenalbibl. fol. 95 kann P. die Abfassungszeit der Erstausgabe genauer bestimmen. Im neuen Prolog wird nämlich gesagt, daß die erste Auflage in Eile vor dem römischen Konzil abgefaßt wurde. Da dieses im Herbst 1177 ausgeschrieben wurde, liegt also hier der früheste Termin der Ausarbeitung. Somit muß die frühere Ansicht aufgegeben werden, die aus dem Fehlen des Schreibens Alexanders III. an den Erzbischof Wilhelm von Reims die Abfassungszeit vor den 18. Februar 1177 setzt. Immerhin bleibt es auch heute noch auffällig, daß Johannes nichts von diesem Verbot des Nihilianismus berichtet. Hier liegt wohl noch ein Problem, das der Lösung harret. Ob man mit P. aus der schnellen Abfassung vor dem römischen Konzil einen gewissen Anhaltspunkt dafür sehen kann, daß die Frage doch vielleicht auf dem Konzil behandelt wurde, bedarf ebenfalls weiterer Untersuchung. — Die in Anmerkung 10 genannte Ehelehre des Cod. 265 fol. 60—64^v ist nichts anderes als die öfter vorkommende Sammlung von 2 Eheabhandlungen der Schule Anselms von Laon und Wilhelms von Champeaux. Die Einzelteile sind gedruckt bei Fr. Bliemetzrieder, Anselms von Laon systematische Sentenzen (Münster 1919) 112 f., H. Weisweiler in *RechThAncMéd* 4 (1932) 374 und Fr. Bliemetzrieder ebd. 3 (1931) 274—287. W.

222. Thomson, S. Harrison, A Note on Grosseteste's Work of Translation: *JThStud* 34 (1933) 48—52. — Th., der einen Gesamtkatalog der Werke Grossetestes vorbereitet, bringt aus Cod. Vat.-Chigianus 129 und aus Cod. Plut. 13 dext. 2 der Laurentiana zwei äußere Zeugnisse des 13. Jahrh. für Grosseteste als Erklärer der *Ecclesiastica* und *Coelestis hierarchia*. Wegen der Verweise ist damit auch die Echtheit der Erklärungen zu *De divinis nominibus* und zur *Mystica theologia*, an der übrigens niemand mehr zweifelte, bestätigt. Ferner berichtet Th., daß Gr. nach Cod. E. 71 sup. der Ambrosiana auch *De lineis indivisibilibus* übersetzt hat. Letztere Mitteilung zeigt, wie schwer es heute ist, die Übersicht über die Literatur zu erlangen. Dieselbe Tatsache ist in derselben Hs dreimal unabhängig gefunden und veröffentlicht: F. Pelster: *Schol* 7 (1932) 447 und *PhJb* 47 (1934) 55—57 — dort ist eine genaue Beschreibung der auch sonst wichtigen Hs zu finden —; Thomson und E. Franceschini, Roberto Grossatesta, vescovo di Lincoln e le sue traduzioni latine (Venezia 1933) 62.

Pelster.

223. Thomson, S. H., Grosseteste's Topical Concordance of the Bible and the Fathers: *Speculum* 9 (1934) 139—144. — Dieser kurze, aber aufschlußreiche Artikel berichtet über einen Fund, den Th. in Cod. 414 Lyon und Cod. Bodl. 198 der Bodleiana Oxford gemacht hat. Gr. hatte Lesefrüchte aus der Bibel und zumal aus den Vätern gesammelt und dieselben nach sachlichen Gesichtspunkten (*Distinctiones*) geordnet, wobei er sich eines sehr verwickelten Systems von Zeichen bediente. Am Rand sind entsprechende Stellen aus lateinischen Klassikern, aus Aristoteles, Al-gazel und Avicenna vermerkt. Das Werk legt ein glänzendes Zeugnis für die Belesenheit und das unausgesetzte Studium des großen Bischofs ab. Wenn Th. gegen Longpré bemerkt, daß unter den bedeutenden Scholastikern jener Zeit nicht nur Bonaventura, sondern vor ihm schon Gr. regelmäßig und selbständig Augustinus studierte, so möchte ich zwei andere Oxforder Lehrer hinzufügen:

Fishacre und Richardus Rufus. Man sieht, was der Einfluß eines großen Vorbildes vermochte. Th. macht auf die eigenhändigen Randnotizen Grossetestes in Cod. Bodl. 198 aufmerksam, der aus der Franziskanerbibliothek Oxford stammt. Eine andere Notiz über solche Randbemerkungen und den Verbleib der Bücher Grossetestes hat A. Pelzer veröffentlicht; vgl. *RevNeoscolPh* 23 (1921) 396 f. Trotz der großen Achtung, die ich vor Th.s paläographischen Kenntnissen habe, will mir doch eine rein paläographische Datierung bis auf 5 Jahre übertrieben erscheinen.

P.

224. Phelan, G. B., An unedited Text of Robert Grosseteste on the Subject-matter of Theology: *RevNeoscolPh* 36 (1934 I) 172 bis 179. — Ph. veröffentlicht einen Text aus dem *Hexaameron Grossetestes* über Christus als Subjekt der Theologie und kündigt die Herausgabe des *Hexaemeron* an. Hoffentlich paßt er sich dann der heute üblichen Editionsweise an; hier ist das meiste umgekehrt gemacht, als wie es gewöhnlich geschieht.

P.

225. Mansion, A., Note sur les traductions arabo-latines de la Physique d'Aristote dans la tradition manuscrite: *RevNeoscolPh* 37 (1934 II) 202—218. — M. stellt in dieser gründlichen Untersuchung zunächst fest, daß von den beiden arabisch-lateinischen Physikübersetzungen die eine „*Quoniam dispositio scientiae et veritatis*“ ein Werk des Gerhard von Cremona ist, während die andere „*Quoniam dispositio scientiae et certitudinis*“ nebst Kommentar des Averroes von Michael Scottus oder einem seiner Nachfolger herrührt. Außerdem zeigt er, daß im 8. Buch der zweiten Übersetzung nach allen ihm bekannten Hss eine größere Lücke war, die anscheinend erst später ausgefüllt wurde. Albert scheint in seiner Vorlage noch die Lücke zu finden, während sie bei Thomas geschlossen ist. In betreff der von M. referierten Ansichten über die Datierung des Physikkommentars von Thomas ist es wohl besser, überhaupt kein Datum anzugeben, solange die Sache nicht untersucht ist. Ebenso beruht die angeführte Behauptung Salmans, Thomas habe 1270 das Buch K noch nicht gekannt, auf einer unhaltbaren Erklärung eines Passus aus *De unitate intellectus*.

P.

226. Lottin, O., Un Commentaire sur l'*Ethica vetus* des environs de 1230—1240: *RechThAncMéd* 6 (1934) 84—88. — Nachdem V. Doucet in Cod. G. 4. 853 (Conv. Soppr.) der Nationalbibl. Florenz einen vor 1245 verfaßten Ethikkommentar festgestellt hat (vgl. *Schol* 10 [1935] 130), beschreibt L. einen Kommentar zum zweiten Buch der älteren Ethik in Cod. 3804 A der Pariser Nationalbibl. Es handelt sich um Vorlesungen, die aus Artistenkreisen vor 1245 stammen. Man kann so das erste Eindringen der aristotelischen Begriffe verfolgen. Zugleich stellt L. fest, daß die bald nachher von Albert in seinem Kommentar angewandte Methode: Einteilung, Fragen, Erklärung schwieriger Textstellen, hier vorgebildet ist; er weist auch hin auf die Ähnlichkeit der Methode in den Sentenzenkommentaren von Bonaventura und Thomas.

P.

227. Grabmann, M., Eine für Examinazwecke abgefaßte Quaestionensammlung der Pariser Artistenfakultät aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts: *RevNeoscolPh* 36 (1934 I) 211—229. — Über die Examensordnung der älteren Zeit wissen wir aus den Statuten sehr wenig. Es bleibt nur der Weg der Induktion. Deshalb ist die Quaestionensammlung des Cod. 109 Ripoll aus dem

Kronarchiv in Barcelona, die G. hier zugänglich macht, von Interesse für die Kenntnis des Schulbetriebs und Wissensstandes zwischen 1230 und 1250. Das Verzeichnis der Quästionen ist leider nicht veröffentlicht. Man lernt aber die Einteilung der Wissenschaften und vor allem die Schulbücher kennen. Da die Quästionen wohl kaum anderswo als in Paris entstanden sind, so ergibt sich, daß schon vor 1250 — es ist die Übersetzung des Grossestes noch unbekannt — die naturphilosophischen Schriften des Aristoteles erklärt wurden. Das Statut von 1255 ist also nur die gesetzliche Regelung eines schon bestehenden Zustandes. Neu ist auch, daß De consolatione philosophiae und der Timaeus erklärt wurden. Einige Einzelheiten: Eine gewisse Neigung, überall Vorläufer des Averroismus und der doppelten Wahrheit zu sehen, dürfte zu weit gehen. Die vorgebrachten Sätze scheinen völlig harmlos; sie betonen nur eine reinliche Scheidung zwischen Philosophie und Theologie. Wenn der Verf. die Beweisbarkeit der Auferstehung des Leibes durch die Vernunft leugnet und die Auferstehung als „miraculosa“ bezeichnet, so findet er sich in Gesellschaft der meisten Theologen und auch des hl. Thomas. Da in Cod. G. 4. 355 der Nationalbibl. Florenz De causis als liber quartus decimus metaphysice bezeichnet wird, so haben wir hier ein sehr altes Zeugnis für die Existenz der *Metaphysica media*; denn nur in dieser Voraussetzung ist eine solche Bezeichnung möglich. Der Adam de Bouchermefort in Cod. Lat. VI. 1 der Nationalbibl. Venedig, der kein anderer ist als der Engländer Adam von Bucfield, scheint ein so zähes Dasein zu haben, daß es wohl nötig sein wird, ihm in einem eigenen Artikel den Todesstoß zu geben. P.

228. Franceschini, E., Giovanni Pago: Le sue „Rationes super Praedicamenta Aristotelis“ e la loro posizione nel movimento aristotelico del secolo XIII: *Sophia* 2 (1934) 172—182 329 bis 350 476—486. — Johannes Pagus ist bekannt geworden durch Chenu, der Cod. 15652 der Nationalbibl. Paris mit Fragmenten des Sentenzenkommentars (1230—1245) sorgfältig beschrieben hat. F. veröffentlicht nach Cod. 1589 der Universitätsbibl. Padua Einleitung und Quästionenverzeichnis des Kommentars zu den Praedicamenta, den er mit Recht in die Zeit um 1230 verlegt. Wegen dieser Entstehungszeit ist der Kommentar nicht ohne Bedeutung. Von den Autoritäten sind zumal die Aristoteleszitate für die Zeitbestimmung der Übersetzungen von Nutzen. Leider hat F. die ihm mögliche Angabe unterlassen, welcher der verschiedenen Übersetzungen die Zitate entnommen sind. P.

229. Lottin, O., L'identité de l'âme et de ses facultés pendant la première moitié du XIII^e siècle: *RevNeoscolPh* 36 (1934 I) 191—210. — Diese Untersuchung ist von großer Bedeutung für die Scheidung der Schulen in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. L. behandelt die Frage nach dem Unterschied zwischen Substanz und Potenzen der Seele, die bekanntlich in dem Streit zwischen Augustinismus und Aristotelismus eine Rolle spielt. Anhänger des reinen Augustinismus sind hier vor allem Hugo von St. Cher, Wilhelm von Auvergne, Philipp der Kanzler und Odo von Châteauroux. Dagegen stehen Wilhelm von Auxerre, Johannes von Rupella, Odo Rigaldi und ein Anonymer. Nach ihnen sind die Potenzen essentiell von der Seele verschieden; sie gehören aber als Eigentümlichkeiten zur Substanz der Seele. Albert und Thomas bilden diese Sentenz, die in der frühen Franziskanerschule

Anhänger zählte, völlig aus, während Bonaventura mehr auf Augustin zurückgeht. Von neuem finden wir hier ein Symptom dafür, daß Rupella und Odo Rigaldi bei den Franziskanern einen Aristotelismus anbahnten, der aber durch das überragende Ansehen Bonaventuras entschieden zurückgeworfen wurde. In betreff des Quodlibets, das L. als Eigentum Alexanders anführt — ich habe dasselbe früher m. W. nur als zum Alexanderkreis gehörig bezeichnet —, wird es richtiger sein, vorläufig noch kein Urteil zu fällen. L. bringt auch einen beachtenswerten Grund gegen die Echtheit von *De potentiis animae*, die ich im Vertrauen auf äußere Zeugnisse Albert zugeschrieben hatte. Ich sehe immer mehr, daß für diese Periode äußere Zeugnisse betreffs Alexander, Albert und anderer mit großer Vorsicht zu behandeln sind. P.

230. Henquinet, F. M., *Les écrits du Frère Gueric de Saint-Quentin* O. P.: *RechThAncMéd* 6 (1934) 184—214 284—312 394—409. — H. behandelt den literarischen Nachlaß des Dominikaners Guericus. Zu den 2 bisher bekannten Predigten von 1241 — man vermißt die Angabe des Beweises für dieses Datum — kommt noch eine dritte auf das Fest des hl. Franz in Cod. 16502 der Pariser Nationalbibl. Da Alexander von Hales am Passionssonntag predigt, so hat sich der spätere Brauch, nach dem der Sonntag den Dominikanern vorbehalten war, noch nicht fest eingebürgert. Der zweite Teil bringt Notizen über Hss mit Schriftkommentaren; im dritten Teil folgen einige Ansichten des G., die wenigstens als negatives Kriterium bei Bestimmung von Anonyma gute Dienste leisten können. Erhöhte Bedeutung kommt natürlich solchen Auszügen zu, falls es längere wörtliche Zitate sind; dann können sie zu völlig sicheren Bestimmungen führen. Freilich sind solche Zitate nicht allzu häufig, wie ein Blick auf die 40 Nummern von H. zeigt. Aus Cod. B. IX 17 der Basler Universitätsbibl. f. 295^r kann ich zu den früher aus Cod. 257 der Münsterer Universitätsbibl. von mir mitgeteilten noch ein Zitat hinzufügen: Fr. Guericus. *Credo quod Adam ante peccatum, priusquam gustasset lignum vite moreretur penaliter, non tamen morte naturali, sed violenta.* Am wertvollsten ist die Bestimmung der Quästionen und der Quodlibeta. In einem Artikel über Guiard von Laon (*RechThAncMéd* 5 [1933] 369—390) hatte ich mit Hilfe von Formalkriterien in Cod. Assisi 138 vier Gruppen von Fragen unterschieden, die jede für sich eine Einheit bilden und eng untereinander verwandt sind. Wenn ich mir auch der Möglichkeit eines Irrtums voll bewußt war und dieselbe betonte, so glaubte ich doch hinreichende Gründe zu haben, um dieselben Guiard zuweisen zu können. Diese letzte Annahme war irrtümlich. Mit Hilfe von Cod. 16417 der Pariser Nationalbibl. zeigt H. zunächst, daß die Gruppe über die Sakramente von Guericus verfaßt ist, ja er kann mit Hilfe der gleichen Hs die Zahl dieser Fragen bedeutend vermehren. Glorieux, und vor ihm schon A. Pelzer, hatte ein Quodlibet des G. in Cod. 1470 Nouv. acq. der Pariser Nationalbibl. gefunden und daraufhin 6 andere in Cod. Vat. 4245 ebenfalls G. zugeschrieben. H. bringt eine Reihe weiterer Gründe für diese Zuteilung. Wer übrigens diese 7 Quodlibeta des Vaticanus genauer prüft, dem ist die Einheit des Verfassers evident. Auf Grund dieser Identifikation kann H. auch meine letzte Gruppe über die Hauptsünden als Werk des G. bezeichnen. Nur die Abneigung gegen die von mir befolgte Methode hindert ihn, auch meine zweite Gruppe Guericus zuzuteilen. Betreffs der dritten

Gruppe über den Glauben, in der ich schon auf einige formelle Unterschiede aufmerksam machte, wird man besser noch zuwarten. H. hatte das Mittel zur Lösung in der Hand in meinen Zitaten aus Cod. 257 Münster. Zurückhaltung ist auch bei der Frage über die *pollutio nocturna* geboten; die bloße Verbindung mit echten Fragen beweist nach vielfacher Erfahrung gar nichts. — Die große Bedeutung der Arbeit liegt darin, daß wir zum erstmalig aus der Fülle der anonymen Fragen eine gute Anzahl ausscheiden können, die einem Dominikaner vor Albert gehört, und in G. den ersten greifbaren Verfasser von *Quodlibeta* finden. Sogar der bei *Quodlibeta* so schwer festzustellende Respondens kommt in Cod. Vat. 4245 vor. Wir werden uns freilich hüten, nun den Lorbeerkrantz eines „Schöpfers“ der *Quodlibeta* von Thomas auf G. zu übertragen. — Noch einige Worte zu der sich über viele Seiten hinziehenden Polemik gegen die von mir ausgebildete Methode der Formalkriterien zur Bestimmung anonymer Quästionen. Wer sich über Vorteile, Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode objektiv unterrichten will, tut dieses wohl besser mit Hilfe meiner Darlegung in *RechThAncMéd* 5 [1933] 370—372 und *Schol* 6 [1931] 324—330. Irgend einen neuen, fruchtbaren Gedanken vermag ich in der Kritik H.s nicht zu entdecken. Er rennt zum guten Teil offene Türen ein. Der evidenten Widerspruch, den ich mir nach H. innerhalb von 10 Zeilen zuschulden kommen lasse, hätte bei einiger Aufmerksamkeit leicht geklärt werden können. Der Übersetzer hat ein „immer wieder“ = „wiederholt“ weniger genau durch „partout“ wiedergegeben. Ich denke nicht daran, meine Methode als die alleinseligmachende hinzustellen. Als ich begann, stand ich vor einem Urwald, in den kaum irgendein Einbruch versucht war. Es handelte sich darum, möglichst bald eine „vorläufige“ Klärung und Scheidung zu bringen. Die Methode der „Meinungen oder Zitate“ konnte aus praktischen Gründen nicht in größerem Maßstab angewandt werden. So kam ich zu den Formalkriterien. Wenn sich heute schon sehr viele lichte Stellen zeigen, so ist es in erster Linie dieser Methode zu danken; ähnlich ist es auf dem Gebiete der anonymen Aristotelesübersetzungen. Je mehr Hilfsmittel angewandt werden, um so besser ist es natürlich. Die Verfemung einer Methode hilft wenig. Man darf sich auch fragen, wieviel von den schönen Erfolgen H.s bliebe, wenn man die Methode der Formalkriterien ausschiede. Warnen möchte ich auch vor dem blinden Vertrauen auf eine alte Zuteilung; sie ist oft keineswegs unfehlbar. Die *Summa Alexanders* ist ein augenfälliges Beispiel; anderes mit Bezug auf Alexander und dessen Umkreis werde ich später bringen. Ich hoffe, daß auch fernerhin die Methode der Formalkriterien, die sehr wohl zur historischen Gewißheit führen kann, von Nutzen sein wird. Ein Instrument in der Hand eines Grobsehers ist sie allerdings nicht.

231. Kübel, W., Die lateinischen *Metaphysik*übersetzungen in den Frühwerken Alberts des Großen. Kölner Inauguraldissertation. 8^o (32 S.) Freiburg (Schw.) 1933. — Diese Dissertation gehört zu den Arbeiten, die ohne äußeres Gepränge der Wissenschaft soliden Boden gewinnen. K. untersucht, welche Aristotelesübersetzungen Albert in seinen Frühwerken bis zum Sentenzenkommentar einschließlich benützte. Für die *Metaphysik* ist auch das ganze Material gedruckt; für die übrigen Werke sind nur die Ergebnisse mitgeteilt. Albert benutzt neben der *Metaphysica*

vetus mit Vorliebe die *Metaphysica vetustissima*, die ich bei der Arbeit über die lateinischen *Metaphysik*übersetzungen noch nicht kannte. Die *Media* war ihm anscheinend damals noch unbekannt. Auch betreffs der Ethik kommt K. zu bestimmten Ergebnissen. A. zitiert die *Ethica vetus et nova* und die von Pelzer entdeckten Auszüge; die Übersetzung des Grosseteste läßt sich mit Sicherheit erst für das vierte Sentenzenbuch nachweisen. — Einige Ergänzungen: K. legt zuviel Gewicht auf die von mir aufgestellte dreifache Redaktion der *Vetus*. Dieselbe hat, wie ich von Anfang betonte, nur solange Wert, als man nichts Besseres gefunden. Die Behauptung von Birkenmajer, wonach die *Vetus* eine Kontamination aus der *Vetustissima* und der vor 1230 geschriebenen *Media* sei, ist leider zu oft wiederholt. Auf Grund äußerer und innerer Kriterien halte ich dieselbe für sehr unwahrscheinlich. Richtig ist aber, daß Moerbeke bei seiner Redaktion vielfach der *Vetus* den Vorzug vor der *Media* gibt. Zum ersten Auftreten der *Media* kann ich sagen, daß in einer *Quaestio* des *Cod. Vat.* 4245, die viel eher um 1250 als um 1260 verfaßt und geschrieben ist, ein langer *Passus* aus dem 5. Buch der *Media* wörtlich zitiert wird; daß ferner *Cod. Vat.* 2081, der in diesem Teil allerspätestens 1260 in Oxford geschrieben ist, die ganze *Media* kennt und sie im Vergleich zur *Arabica* als *Nova* bezeichnet. Die *Media* folgt also der *Arabica*. In dieser sehe ich aber das Werk des Michael Scottus (um 1230); denn Text und Kommentar sind evident vom gleichen Verfasser, für den Kommentar kommt aber Gerhard von Cremona schon zeitlich kaum in Betracht. Text und Kommentar sind im gleichen Stil gehalten wie *De caelo et mundo: Maxima cognitio*, die sicher Michael zum Verfasser haben. Im Katalog der Werke Gerhards findet sich keine Schrift des Averroes. Über die von Thomas gebrauchten Übersetzungen werde ich bald in einem Artikel des Greg handeln.

P.

232. Ohlmeyer, A., Zum Sentenzenkommentar Alberts des Großen: *RechThAncMéd* 6 (1934) 424—427. — Gegenüber einer Besprechung (Schol 9 [1934] 441 f.), in der ich die Hypothese von einer doppelten Redaktion der drei ersten Bücher des Sentenzenkommentars Alberts als bisher unbewiesen ablehnte, macht O. einen Rettungsversuch, der mich allerdings in keiner Weise überzeugt hat. Wer sich für die Frage interessiert, kann Gründe und Gegengründe selbst nachprüfen. Nur möchte ich daran erinnern, daß nach meiner Bemerkung die Fragen nach der Vermehrung der Taufgnade und der Tugenden „spekulativ“ identisch sind; daran ändert die reale Verschiedenheit von sakramentaler Gnade und eingegossener Liebe nicht das Geringste. Ich möchte auch den Autor sehen, der in den beiden ersten Büchern über die sakramentalen Gnaden handelt. Das Prinzip, ohne handschriftliche Beweise habe man keinen Grund, an der Richtigkeit der Verweise in den Drucken zu zweifeln, möchte ich auf Grund langjähriger Erfahrung durch folgendes ersetzen: Falls in Drucken A.s Verweise einer sonst gut bezeugten Reihenfolge widersprechen, hat man allen Grund, dieselben als verderbt anzusehen, und keinen Grund, aus diesem Umstand auf eine doppelte Redaktion zu schließen. Natürlich leugne ich die Möglichkeit einer solchen nicht; aber in unserem Falle vermisse ich schlüssige Beweise. P.

233. Kleine, W., Die Substanzlehre Avicennas bei Thomas von Aquin auf Grund der ihm zugänglichen lateinischen Über-

setzungen. gr. 8^o (220 S.) Freiburg 1933, Herder. M 5.— Die Kenntnis Avicennas ist eine Grundvoraussetzung für tieferes Verständnis der Scholastik des 13. Jahrhunderts. Deshalb haben sich in den letzten Jahren hervorragende Gelehrte wie Gilson und Roland-Gosselin eingehend mit dem „lateinischen“ Avicenna beschäftigt. K. bringt eine wertvolle Ergänzung, indem er die Substanzlehre in ihrem systematischen Aufbau darlegt. Er weist die Wege auf, die vom Werden, Erkennen und Definieren im Besondern zur Bildung des Substanzbegriffes führen. Im weiteren handelt er von dem Verhältnis zwischen allgemeiner und besonderer Wesenheit, vom Verhältnis der Akzidenzien zur Substanz, von der Notwendigkeit des Daseins für die Erkenntnis des Soseins. In einem Schlußkapitel wird hauptsächlich auf Grund der Jugendschrift *De ente et essentia* der Einfluß untersucht, den Avicenna auf Thomas ausübte, und gezeigt, wie in den Fragen nach der Indifferenz der Substanzen gegenüber dem Dasein und nach der Existenz eines getrennten Intellektes Thomas von seinem Vorbild abwich. — Die Arbeit gibt viel Anregung und ist ein sehr nützliches Hilfsmittel beim Studium Avicennas. Wenn in der Einleitung in Anlehnung an C. Sauter das Genügen der lateinischen Übersetzungen betont wird, so ist dies sehr mißverständlich. Sie sind ein Notbehelf, da die meisten in Betracht kommenden Interessenten des Arabischen nicht mächtig sind; zum tieferen Erfassen und zur Erklärung manch dunkler Stellen in den Übersetzungen ist der Urtext erforderlich. Was Thomas angeht, so ver spricht der Titel mehr als geboten wird; denn es ist ein weitverbreiteter, aber verhängnisvoller Irrtum, die ganze Metaphysik des Heiligen aus dem Jugendschriftchen herauszuholen; damals kannte Thomas nur die alten Übersetzungen und die Tradition der arabischen Erklärer. In späteren Jahren rückte er in manchen Fragen deutlich von Avicenna ab oder klärte seine Stellung. Um nur ein Beispiel zu nennen, folgt Th. in der Frage über das Verhältnis von Wesenheit und Dasein in *De ente et essentia* nahe dem Avicenna, während er ihn in der Metaphysik aus dem Jahre 1271/72 (I. 4 lect. 2 und mehr noch I. 10 lect. 3) völlig aufgibt und trotz aller Interpretationskünste einzelner Thomisten mit Averroes die sachliche, wenn auch nicht die begriffliche Identität von Wesenheit und Dasein klar verteidigt. Vom älteren Thomas und seiner Stellung zu Avicenna ist wenig die Rede.

234. S. Thomae de Aquino Doctoris Angelici Summa contra gentes. Editio Leonina Manualis. 8^o (581 S.) Romae 1934, Apud Sedem Commissionis Leoninae. L 20.— Mit aufrichtiger Freude kündigen wir das Erscheinen dieser wichtigen und lang erwarteten Summa an. Da die große Ausgabe wegen ihres Umfanges und Preises in der Hauptsache nur für Bibliotheken und Spezialisten in Betracht kam, war die Veranstaltung einer Handausgabe unabweisbares Bedürfnis. Wurde doch unentwegt der ältere Text weiter zitiert, als sei überhaupt nichts geschehen. Da nun die Herausgeber den Text des ersten Teiles der Summa theologiae zuvor neu rezensieren wollen, haben sie die Handausgaben mit der Summa contra gentiles begonnen. Sie bringen den Text ohne die kritische Einleitung und ohne den Apparat; selbstverständlich ist der Kommentar des Ferrariensis weggefallen. Druck und Ausstattung sind vorzüglich; Schrift-, Väter- und Aristoteleszitate sind verifiziert, die letzteren nach der Bekkerschen

Ausgabe. Der außerordentlich billige Preis ermöglicht jedem Studierenden die Anschaffung, so daß die übrigen neueren lateinischen Ausgaben ihre Existenzberechtigung verloren haben. — Einem im Vorwort ausgesprochenen Wunsch entsprechend möchte ich für die weiteren Ausgaben einige Vorschläge zur Erwägung unterbreiten. Bei der absoluten Unkenntnis, die nur zu viele Theologie- und Philosophiestudierende vom Zustandekommen einer kritischen Ausgabe haben, wäre es wünschenswert, in der Vorrede einige Worte über die Entstehung der Ausgabe zu sagen und ebenso den vorzüglichen und kurz gedrängten Apparat der Summa zu bringen. Es scheint dies möglich und es würde so vermieden, daß der Leser in heiliger Unschuld und Sorglosigkeit dahinlebt; ja mancher fühlte sich wohl dadurch veranlaßt, zu den so wertvollen Einleitungen der großen Ausgabe zu greifen. Für die Väter sollte „durchgehend“ wenigstens Migne zitiert werden. Sobald der mittelalterliche Aristoteles veröffentlicht ist, müßte unbedingt die Übersetzung angegeben werden, die Thomas wirklich benutzte. Ein vorläufiger Behelf kann es sein, wenn auf die Übersetzung der Thomaskommentare verwiesen wird. Allerdings benutzte Thomas in dieser Summa noch vorwiegend die alten Übersetzungen z. B. *Metaphysica vetus* und *arabica*. Für die Konzilien wurde, wie heute üblich, Mansi zitiert. Es mag aber einmal daran erinnert werden, daß Dom Quentin schon vor 35 Jahren in seiner hervorragenden Erstlingsarbeit „*Jean Dominique Mansi et les Grandes Collections Conciliaires*“ (Paris 1900) nachgewiesen hat, daß der Text von Hardouin ungleich besser ist als die Kompilation von Mansi. Beim Ephesinum hätte man wohl auch auf Schwartz verweisen können.

235. Meersseman, G., O. P., *Decisionum S. Thomae quae ad invicem oppositae a quibusdam dicuntur Concordantiae a. 1456 editae per Gerardum de Monte. gr. 8°* (110 S.) Romae 1934, Istituto Storico Domenicano. — Thomas selbst wohl hatte in seinen letzten Lebensjahren eine Schrift begonnen, *Concordantiae*, in der er scheinbare und wirkliche Widersprüche zwischen seinen früheren und späteren Schriften zu klären suchte — ich hoffe noch in diesem Jahre in den Aschendorffschen *Opuscula* eine Neuausgabe des gänzlich verdorbenen Textes zu besorgen —. Bald nach seinem Tode erschienen meiner Ansicht nach von einem englischen Dominikaner die *Articuli*, in quibus frater Thomas de Aquino melius dixit in Summa quam in Scriptis. M. veröffentlicht nun mit Hilfe von 5 deutschen Hss die *Concordantiae* des Gerhard von 's Heerenbergh, des langjährigen Vorstehers der Kölner Montaner Burse und Vorkämpfers für Thomas im Kölner Albertistenstreit. In der Einleitung ist alles zur Kenntnis des Verfassers und der *Concordantiae* Notwendige sorgfältigst gesammelt. Die Ausgabe beruht auf dem besten Texte der Kölner Hs. In den 47 Artikeln der Schrift werden zuerst die einander scheinbar widersprechenden Sätze, die größtenteils der Summa und dem Sentenzenkommentar entnommen sind, einander gegenübergestellt, um alsdann in Einklang gebracht zu werden. Die Schrift ist aufschlußreich, insofern sie erkennen läßt, was damals als Widerspruch bei Thomas empfunden wurde und was als echt thomistische Lehre galt. Nach M. (11) könnte es scheinen, als seien die oben erwähnten *Articuli* Anlaß zur Abfassung gewesen. Das gilt nur mit großer Einschränkung. Die *Articuli* haben eine stark abweichende Ordnung und vielfach auch andern Wortlaut; eine

Anzahl von Artikeln ist hier nicht behandelt, während die Gesamtzahl bedeutend größer ist (45 bzw. 47 Sätze statt 32 Articuli). Es muß also eine andere Schrift die Grundlage gebildet haben, die freilich zum Teil aus den Articuli schöpfte. Unter den Concordantiae sind eine Reihe von Sätzen, die auch heute noch interessieren; ich nenne nur: 20. Utr. homo ex libero arbitrio ad gratiam gratum facientem se possit praeparare; 47. Unbefleckte Empfängnis. An sinnstörenden Druckfehlern fielen auf: S. 8 Z. 12 nec]me; S. 15 Z. 3 thomistam sincerum]thomista sincerus; S. 19 Z. 2 ist Ald. als Abkürzung für Alderspach unverständlich; S. 26 Z. 20 ad]ab; S. 27 Z. 3 partim]partim per. Es wäre zu wünschen, daß M. auch die Antwort des Heymericus a Campo und die Apologia Gerhards veröffentlichte. P.

236. Barsotti, Richardus, Siger de Brabantia De aeternitate mundi (Opuscula et textus historiam ecclesiae eiusque vitam atque doctrinam illustrantia. Series scholastica Fasc. 13) 8^o (30 S.) Münster 1933, Aschendorff. M —.80. — Vorliegende Ausgabe behandelt einen der wichtigsten Punkte im Averroismusstreit: die Frage nach der Ewigkeit der Welt in der bekannten Schrift Sigers. Das Werkchen wurde zuerst 1899 von Mandonnet nach Cod. 16222 der Pariser Nationalbibl. herausgegeben. Leider ging der Verfasser von seiner ursprünglichen Auffassung ab; er glaubte in Cod. 16297 der gleichen Bibliothek die eigentliche Schrift zu finden, während die erste Hs ein Reportatum enthalte. So veröffentlichte er 1908 die Fassung dieser Hs. Da sich diese Ansicht als nicht begründet erwies (vgl. F. Van Steenberghen, Siger de Brabant d'après ses œuvres inédites [Löwen 1931] 14 f.), so muß man auf die erste Ausgabe zurückgreifen. Aber in dieser machen sich zahlreiche Lese- und Flüchtigkeitsfehler geltend, und zudem sind zwei weitere Hss gefunden; so war eine neue Ausgabe nötig. B. hat auf Grund der ersten Pariser Hs, des Cod. 17 der Seminarbibl. von Pisa und des Cod. 2299 der Staatsbibl. von Lissabon eine sorgfältige Neuausgabe veröffentlicht, die maßgebend bleibt, falls nicht noch andere Hss gefunden werden. — An einigen wenigen Stellen scheint mir die gewählte Variante nicht gerade die beste zu sein: S. 12, 8 wäre *precedat* nach Analogie der vorausgehenden Fälle besser als *precedit*; 14, 19 aus dem gleichen Grund *verum dicere* statt bloßem *dicere*; 17, 25 und 18, 21 ist *ut homo* dem einfachen *homo* vorzuziehen; 18, 26 scheint *a parte* nicht *opere* die richtige Lesart; 29, 2 ist *primam* (mit Bezug auf *rationum*) beizubehalten. — Es bleibt noch ein Wort zur Verteidigung des Herausgebers gegenüber einer Kritik von D. Salman (BullThom 4 [1934] 279—281) zu sagen. B. soll das Problem der verschiedenen Editionen nicht einmal geahnt haben. Dabei hat er eine Doktordissertation über dieses Thema geschrieben, die natürlich in einer Schulausgabe, wie sie hier vorliegt, keine Aufnahme finden konnte! Der Hauptgrund wird aber auch hier klar hervorgehoben; zudem konnte auf Van Steenberghen, der auf dieselben Gründe hin zum gleichen Ergebnis wie B. gekommen ist, verwiesen werden. Die Edition selbst sei in bedauernswerter Weise vernachlässigt. Beweis: S. hat die erste Seite mit Cod. 16297 verglichen und dabei festgestellt, daß B. eine ganze Reihe von Varianten dieser Hs nicht angibt. Es sei aber kein Grund zur Annahme vorhanden, daß er die übrigen Seiten und Hss besser behandelt habe. Dabei hat S. übersehen, daß, wie B. ausdrücklich bemerkt, eine Ausgabe des ersten Textes gemacht werden

soll, nicht beider Redaktionen. Also gehörten diese Abweichungen gar nicht in die Ausgabe. Dagegen hat B. dort, wo die Redaktionen sonst übereinstimmen, den Text der zweiten Redaktion im Apparat benutzt. So handelt jeder sachverständige Herausgeber; so hat es auch Mandonnet in seiner Ausgabe gehalten. Ferner gibt B. bei dem ersten Wort *propter* keine Varianten an, wo Mandonnet in der Pariser Hs *proponit* liest und Stegmüller betreffs der Lissaboner sich nicht entscheiden will. Ich habe die Photographien aller drei Hss gesehen. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß in allen *propter* zu lesen ist. Damit entfällt ein Hauptgrund für die Hypothese Mandonnets. Wenn B. jede falsche Lesung der früheren Ausgabe hätte ausdrücklich hervorheben wollen, so wäre der Apparat ganz unnütz bedeutend belastet worden; daher die stillschweigenden Korrekturen. Von allen Ausstellungen Salmans bleibt nur eine einzige zu Recht bestehen. S. 10, 13 ist durch ein Versehen des Setzers oder des Herausgebers eine Variante angegeben, die zu dem gleichen Worte Z. 17 gehört. Wenn man eine solche Besprechung nicht durch jugendliche Unerfahrenheit gern entschuldigen wollte, könnte man dem Rezensenten den Vorwurf wissenschaftlichen Leichtsinns nicht ersparen.

237. Stegmüller, F., *Les Questions du Commentaire des Sentences de Robert Kilwardby*: *RechThAncMéd* 6 (1934) 55—70 215—228. — St. bringt das umfangreiche Quästionenverzeichnis aus dem Sentenzenkommentar Kilwardbys. Dasselbe gibt einen ersten Einblick in die Fragen, die kurz nach 1250 in Oxford behandelt wurden. Er hat dabei die seit E. Bernards *Catalogus Mss* bekannten Hss L. 1. 3 (Coxe 131) des Merton College und F. 43 der Kathedralbibl. Worcester benutzt. In neuester Zeit hat zuerst Chenu das zweite Buch auch in Cod. 61 Toulouse (saec. 13) identifiziert. Derselbe enthält das ganze zweite Buch, das aber nach meinen Aufzeichnungen fol. 193^r—268^r (nicht 191—266) stehen dürfte. Vorausgeschickt ist eine kurze Übersicht über die Lebensdaten und ein sehr sorgfältiges nach den Bibliographien und Hss-Katalogen gearbeitetes Verzeichnis der Schriften Kilwardbys, das für die kritische Untersuchung und endgültige Bestimmung ein vorzügliches Hilfsmittel sein wird. In den Lebensdaten scheint mir noch viel Problematisches zu liegen, so die Datierung des Pariser Aufenthaltes und die Behauptung, Kilwardby sei 1248 unmittelbar Fishacre im Lehramt gefolgt. Auch die gewöhnliche Behauptung, er sei „auf der Reise nach Rom“ in Viterbo 1279 gestorben, entspricht nicht den Tatsachen. Nach Potthast n. 21531, 21620 hat K. schon am 23. Jan. 1279 und am 28. Juni 1279 bei S. Peter unterzeichnet. Er starb in Viterbo, weil die Kurie dort im September weilte.

238. *Ioannis Duns Scoti Doctoris Mariani Theologiae Marianaе elementa, quae ad fidem codd. mss. edidit Carolus Balić, O. F. M.* (Bibliotheca Mariana medii aevi. Textus et Disquisitiones. Collectio edita cura instituti theologici Makarskenis [Jugoslavija]. Fasc. IIA). gr. 8^o (CLV u. 452 S. u. 28 Tafeln.) Sibenici (Sibenik in Jugoslavija) 1933, ex Typographia „Kačić“. M 18.90. — B. hat ein besonderes Geschick in der Herstellung von Textausgaben. Der erste Faszikel dieser neuen Sammlung erschien 1931; s. Schol 8 (1933) 133. Daß B. für den 2. Faszikel die Mariologie seines großen Ordensgenossen I. Duns Scotus gewählt hat, werden ihm die Theologen Dank wissen. 50 Hand-

schriften hat B. für die Textgestaltung verwendet und etwa 50 weitere gelesen. Eine Vorstellung von der Größe der geleisteten Arbeit mag unter anderm auch ein Blick auf die Tafeln mit den Photographien der Handschriften geben. Die Prolegomena beschreiben die Handschriften. Außerdem enthalten sie den Versuch, die Geschichtlichkeit der vielgenannten Pariser Disputation des Scotus über die Unbefleckte Empfängnis nachzuweisen. Sodann wird die Frage der Echtheit der *Theoremata Scoti* erörtert. Die kritische Textausgabe selbst bringt zunächst (1—169) mariologische Fragen, die bereits in früheren Drucken vorliegen, sodann (173—363) mariologische Texte, die bisher ungedruckt waren. Zum Schlusse kommen außer den 28 Tafeln 7 Indices. Die Hauptfragen, sowohl in den früher schon gedruckten als auch in den bisher ungedruckten Teilen, lauten: *Utrum Christus praedestinatus sit esse Filius Dei? Utrum beata Virgo concepta fuerit in peccato originali? Utrum inter beatam Virginem et s. Joseph fuerit verum matrimonium? Utrum beata Virgo fuerit vere mater Dei et hominis? Utrum in Christo sint duae filiationes reales?* Das große Werk ist schon ein Vorspiel einer zukünftigen kritischen Gesamtausgabe der Werke des Doctor subtilis. Deneffe.

239. Gwynn, A., Richard Fitzralph, Archbishop of Armagh; Richard Fitzralph at Avignon; Richard Fitzralph, Archbishop of Armagh: *Studies* 22 (1933) 389—405 591—607; 23 (1934) 395—411. — Diese Skizzen aus dem Leben des unter dem Namen Armacanus oder auch Firalph, das in Hss und alten Drucken zu Syraf entstellte wurde, wohlbekannten Theologen und Kirchenpolitikers sind zwar der Zeitschrift entsprechend der Form nach mehr populär gehalten; sie beruhen aber auf sehr gründlichen Quellenstudien und verdienen wegen ihrer Ergebnisse alle Beachtung. Fitzralph, der einer englisch-normannischen Siedlerfamilie entstammt, wurde zu Dundalk in Irland geboren. G. weist auf die Spannungen zwischen Iren und englischen Siedlern hin, die gerade in Dundalk 1315, als Fitzralph in das Jünglingsalter eintrat, zu einem furchtbaren Ausbruch kamen. Zugleich gibt er die Daten über die begonnene, aber nicht durchgeführte Gründung einer Universität zu Dublin. Auch auf die Jahre 1332—1334, da F. Kanzler in Oxford war und gegenüber den Artisten, die das sogenannte Stamford-Schisma hervorriefen, einen äußerst schwierigen Stand hatte, fällt neues Licht. Im zweiten Teil kann G., der die handschriftlich erhaltenen Predigten F.s und das Diarium über dieselben ausgiebig benutzt hat, zeigen, daß F. 1335 wohl als Abgesandter der Universität Oxford und wiederum von 1337 bis 1344 als Dekan und Vertreter des Kapitels von Lichfield in Avignon weilte, wo er in enge Berührung mit dem Armenier Nerses, dem Griechen Barlaam und wahrscheinlich auch mit Petrarca kam. Hier entstand die *Summa de erroribus Armenorum*, die noch heute von historischem und theologischem Interesse ist. G. gibt eine Analyse dieser Schrift. Der letzte Artikel behandelt die Tätigkeit Fitzralphs nach seiner Rückkehr von Avignon in Lichfield und die langwierigen Verhandlungen nach seiner Erwählung zum Erzbischof von Armagh 1346, die Konsekration in Exeter 1347 und die erste Tätigkeit als Erzbischof. Diese Artikel zeigen, wie wertvoll es ist, wenn ein Historiker, der die Geschichte seines Landes und ihre Quellen vollkommen kennt, die Biographie eines Scholastikers schreibt. Es wäre nur zu wünschen, daß G. in einem wohl zu erwartenden größeren Werke über F. diese Quellen, die

selbst der Fachgelehrte nicht ohne weiteres erraten kann, im einzelnen angäbe. Erwähnt sei, daß nach G. in der Kathedrale von Lichfield von Anfang Juni bis Ende Oktober keine größeren Predigten nachweisbar sind. Es besteht hier Übereinstimmung mit dem Brauch in Oxford. Ferner war F. einer der ersten, der auch bei der höheren Laienwelt englische Predigten befürwortete, da die lateinischen doch nicht verstanden würden.

Pelster.

240. Laurent, M.-H., *Thomae de Vio Caietani In De ente et essentia D. Thomae Aquinatis Commentaria*. 8^o (XVI u. 260 S.) Turin 1934, Marietti. L 12.— Dieser Kommentar soll eine Jubiläumsgabe zum 400. Todestag des größten Thomaserklärers Cajetan sein. Die Einleitung berichtet kurz über das Leben des Verfassers, die Entstehung des Werkes und über die früheren Ausgaben. Es wird der Text von 1498 mit einigen Ergänzungen geboten. Aristoteles wird nicht bloß nach Bekker, sondern auch nach Didot zitiert, die Aristoteleskommentare des hl. Thomas nach Vivès und der neuen Turiner Ausgabe. Ein Personen- und Sachregister und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis sind beigelegt. Die Form des Büchleins ist handlich, der Druck recht übersichtlich.

Schuster.

241. Thomas de Vio Cardinalis Cajetanus (1469 bis 1534). *Scripta Philosophica*. 8^o. Romae 1934, apud Institutum Anglicum. — [Vol. 1] *Opuscula oeconomico-socialia*. Edit. cur. Paul. N. Zammit O. P. (XII u. 189 S.) L 12.— — [Vol. 2] *De nominum analogia. De conceptu entis*. Edit. cur. Paul. N. Zammit O. P. (XIX u. 112 S.) L 6.— — [Vol. 3] *Commentaria in Porphyrii Isagogen ad praedicamenta Aristotelis*. Isnardus M. Marega O. P. edit. cur. praemissa Auctoris vitae operumque descriptione. (LXXXIV u. 141 S.) L 15.— Die Vierjahrhundertfeier des Todesjahres des großen „Commentator“ des Aquinaten wurde für die Professoren der römischen Zentral-Studienanstalt des Dominikanerordens zum Anlaß, die kleineren Schriften ihres Ordensbruders (die bisher meist nur in älteren, schwer zugänglichen Ausgaben vorlagen) neu herauszugeben, und zwar in einer philosophischen und einer theologischen Reihe. Von der ersten Reihe liegen bereits drei Bändchen in guter Ausstattung (handliches Format, vorzügliches handgearbeitetes Fabriano-Papier, eine gelungene Wiedergabe eines Porträts C.s) vor. — Der Herausgeber des 3. Bdes M. erklärt in der Vorrede, er habe keine eigentlich kritische Edition mit technischem Apparat schaffen, sondern nur einen gut lesbaren, von Druckfehlern gereinigten Text (im wesentlichen die Wiedergabe des Venediger Druckes von 1506) zum bequemen Handgebrauch der Studenten bieten wollen. Den Text der lateinischen Übersetzung des Porphyrius durch Boethius, den C. zugrunde legt, hat M. mit der kritischen Ausgabe von Busse (Berlin 1887) verglichen und wichtigere Abweichungen angemerkt. Eine gründliche Lebensbeschreibung C.s von 64 S., ein Verzeichnis aller veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften C.s und ein Literaturverzeichnis erhöhen den Wert des Bandes. — Das 1. Bändchen ist gerade für unsere Zeit von besonderem Wert; es bringt 7 Schriften, die über die Natur und die Doppelfunktion des Geldes (als Austauschmittel und als Wertmaßstab), über Wucher und Zinsnehmen, Wechselwesen, Bankgeschäfte usw. handeln. — Das 2. Bändchen bringt die klassische Abhandlung C.s über den Analogiebegriff. Beigelegt ist die kurze

Responsio super duo quaesita de conceptu entis ad Fr. Franciscum de Ferraria. Der Herausgeber Z. hat in diesem (wie auch im ersten) Bändchen den Text unter Zugrundelegung der ältesten Drucke hergestellt und wichtigere Varianten im Apparat angemerkt. Die Gedankenordnung ist fortlaufend am Rande beigegeben, ferner eine Einführung in die Fragestellung (von P. S. Alvarez-Menéndez O. P.), eine Bibliographie der neueren einschlägigen Erscheinungen, ein Index onomasticus und ein Index analyticus beigegeben. Alles das macht zusammen mit dem wirklich mäßigen Preis gerade dieses Bändchen für seminaristische Übungen recht geeignet. — Wir danken dem Institutum Angelicum für diese Ausgabe, deren baldige Vollendung wir wünschen, und hoffen, sie werde wesentlich dazu beitragen, daß die Scholastik der Gegenwart nicht nur wie bisher das Hauptwerk, den unsterblichen Thomaskommentar, sondern das ganze Schrifttum des großen Kardinals auswertet. Hentrich.

242. Vitoria, Franc. de, O. P., Comentarios a la Segunda secundae de Santo Tomás. Edición preparada por el R. P. Vicente Beltrán de Heredia, O. P. Tomo 5. De justitia et fortitudine (qq. 89—140) (Biblioteca de Teólogos Españoles. Volumen 6 [= A. 5]). Lex.-8^o (443 S.) Salamanca 1935, Apartado 17, Convento de San Esteban. Pes 20.—. — Mit erfreulicher Schnelligkeit schreitet der Druck des großen V.-Kommentars voran. Zur Würdigung dürfen wir wohl auf unsere frühere ausführliche Stellungnahme verweisen: Schol 9 (1934) 410—414; 10 (1935) 134 f. Die Anerkennung, die den früheren Bänden gespendet wurde, verdient der vorliegende in gleicher Weise. H.

243. Gómez Hellín, L., El magisterio teológico del Cardenal Juan de Lugo en el Colegio Romano: EstudEcl 13 (1934) 192—204. — Dieser gründliche kleine Beitrag untersucht mit liebevoller Sorgfalt die Frage, wann L. seine Lehrtätigkeit in Rom begann und worüber er in den einzelnen Jahren las. Durch Nachprüfung der verschiedenen Handschriften kann er gegen Le Bachelet u. a. nachweisen, daß L. nicht 1622, sondern mit dem Schuljahr 1621/22 seine Lehrtätigkeit eröffnete. Ebenso gelingt es ihm, für 16 von seinen 20 Lehrjahren den Vorlesungsstoff aufzuzeigen. H.

3. Erkenntnislehre. Metaphysik. Kulturphilosophie.

244. Donat, J., S. J., Summa Philosophiae christianae. I. Logica, ed. 8—9. 8^o (VIII u. 227 S.) Innsbruck 1935, Rauch. M 3.—; III. Ontologia, ed. 8. 8^o (VII u. 292 S.) ebd. M 3.60. — D.s Lehrbücher erfreuen sich mit Recht besonderer Beliebtheit wegen der großen didaktischen Vorzüge und der wirklich wohlthuenden Klarheit. Die Logik weist kaum Veränderungen auf, die Ontologie dagegen hat einige Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Sehr erfreulich wirkt die einfache, aber doch die Tiefe der Zusammenhänge beleuchtende Behandlung der ontologischen Wahrheit, eine Frage, die in den sonst üblichen Werken dieser Art nur in lakonischer Kürze vorgetragen wird. Die neue Behandlung des Kausalprinzips gibt in knappster Form die Ergebnisse der jüngsten Untersuchungen auf diesem Gebiete klar wieder. Freilich wird man eben infolge dieser Kürze keinen Einblick in die unter den neuesten Philosophen umstrittenen Einzelfragen erhalten können. Dies liegt aber wohl auch außerhalb der Aufgabe eines

für die Schule geschriebenen Buches. Bei der umgearbeiteten Behandlung des Individuationsprinzips werden die beiden Fronten der Thomisten und der Suarezianer klar und vorurteilslos gegenübergestellt. Die Schwächen der ersteren Auffassung, wie sie sich hauptsächlich aus der nicht vorurteilsfrei aufgestellten Forderung einer „*potentia realiter distincta*“ für die Vervielfältigung einer Wesenheit, sowie aus dem Begriff der „*materia signata*“ ergeben, sind sachlich vorgelegt; die Ansicht des Suarez, zu der der Verf. sich bekennt, ist aber nur so kurz wiedergegeben, daß hier ein klares, hinreichend tiefes Erfassen kaum möglich ist.

v. Galli.

245. Esser, G., S. V. D., *Epistemologia*. gr. 8^o (XV u. 243 S.) Techny (Ill.) 1934, Missionshaus St. Mary's. — Das Buch bietet in klarer und übersichtlicher Darstellung den seit etwa 40 Jahren in derartigen neuscholastischen Schulbüchern üblichen Lehrstoff, gelegentlich ergänzt durch kurze Bemerkungen über neuere philosophische Richtungen, namentlich der englisch sprechenden Länder. Das Kapitel „*De statu initiali mentis*“ (46—67) unterscheidet sich vorteilhaft von der Darstellung in manchen andern Lehrbüchern; so wird z. B. gut gezeigt, daß auch die Wahrheitsbefähigung des Verstandes nicht von vornherein vorausgesetzt werden darf. Schwach scheint uns dagegen der Abschnitt über die äußere Erfahrung zu sein; die Begründung des Beginns mit ihr (statt mit der inneren Erfahrung) (121) schließt zu Unrecht von der seinshaftern Priorität der äußeren Erfahrung auf die Priorität ihrer Evidenz. Wie der S. 132—134 verteidigte unmittelbare Realismus mit der S. 79 ganz richtig begründeten Lehre von den intentionalen Erkenntnisbildern zu vereinbaren sei, ist schwer einzusehen. Eine nur unbewußte Darstellung kann die Tatsache des Irrtums nicht erklären.

de Vries.

246. Reiner, Hans, *Die Existenz der Wissenschaft und ihre Objektivität*. 8^o (48 S.) Halle 1934, Niemeyer. M 1.— In Heideggerscher Terminologie und auf Grund der Heideggerschen Philosophie tritt R. hier für die Bedeutung einer objektiven Wissenschaft im Leben des Volkes ein. Seinen hier vorgetragenen Ansichten kann man nur zustimmen. Was ihre Begründung angeht, so trifft sie die Kritik, die an der Existenzialphilosophie Heideggers zu üben ist. (Vgl. oben S. 420 f. zu dem Buche des gleichen Verf. „*Das Phänomen des Glaubens*“.)

Brunner.

247. Noël, L., *La critique de l'intelligible et de sa valeur réelle*: *RevNéoscolPh* 38 (1935) 5—23. — Nach Maritain und Garrigou-Lagrange steht die Realgeltung der Prinzipien unabhängig von der Erfahrung fest; nach M. beziehen sie sich auf das Mögliche, nach G.-L. hypothetisch auf das Existierende. Noël lehnt mit Recht ab, daß durch bloße Begriffsvergleiche eine reale Möglichkeit erkannt werden kann, gibt aber zu, daß so die Notwendigkeit eingesehen wird: Wenn das Subjekt wirklich ist, dann auch das Prädikat. Nur scheint ihm diese Einsicht noch nicht für eine eigentliche „Realgeltung“ zu genügen. Diese steht vielmehr erst durch die Erfahrung der Wirklichkeit des Subjekts fest. Diese Erfahrung wiederum setzt voraus, daß wir die intelligible Wesenheit des Subjekts nicht nur im abstrakten Begriff, losgelöst von der konkreten Gegebenheit, sondern auch als wirkliches intelligibile in sensibili im Konkreten erfassen. Gerade die Ausführungen über diesen Punkt (13—20) sind sehr beachtenswert.

de Vries.

248. Santeler, J., S. J., *Intuition und Wahrheitserkenntnis* (Philos. u. Grenzwissensch. VI 1), gr. 8^o (VIII u. 108 S.) Innsbruck 1934, Rauch. *M* 4.— In kritischer Auseinandersetzung mit dem *Essai d'une étude critique de la connaissance des autres* leider allzu früh verstorbenen P. M.-D. Roland-Gosselin O. P. (vgl. Schol 9 [1934] 143 f.) sucht S. die „Intuition“ als letzte Grundlage aller Wahrheitserkenntnis darzutun. Das wäre eine Selbstverständlichkeit, wenn „Intuition“ nur soviel heißen sollte wie „unmittelbare Erkenntnis“. Aber S. denkt im besondern an die unmittelbare Erfassung der konkreten Bewußtseins Tatsachen. Mit Recht betont er deren grundlegende Bedeutung und weist die Bedenken zurück, die R.-G. gegen ihre volle Überzeugungskraft ohne vorhergehende Klärung der Natur des Urteils erhebt. Andererseits scheint uns, daß die Evidenz der Prinzipien (auch ihrer Realgeltung) unabhängig ist von der Evidenz aller Tatsachen (vgl. Schol 8 [1933] 350 f.). Die ausgezeichneten phänomenologischen Analysen R.-G.s über den realistischen Sinn des Urteils behalten hier gegenüber dem Idealismus ihre große Bedeutung, wie auch sein Aufweis, daß das Sein „erster“ Gegenstand des Verstandes ist. Dies letztere hat natürlich mit der, wie S. richtig bemerkt (57), für das kritische Problem belanglosen Frage nach der zeitlichen Folge der Begriffsbildung nichts zu tun.

249. Roland-Gosselin, M.-D., *Le jugement de perception*: *RevScPhTh* 24 (1935) 5—37. — Es sind dies unfertige, nicht zur Veröffentlichung bestimmte Einzelaufzeichnungen des verstorbenen Verf. über die kritische Begründung der Außenweltsgewißheit, und sie haben doch mehr Wert als manche wohl ausgearbeitete Abhandlung. Sie lassen uns einen Blick in die geistige Werkstatt eines echten Philosophen tun, der nicht vorgefaßte Thesen auf jede Weise zu retten sucht, sondern sich mit keinem andern Willen als dem zur Wahrheit allein von den Dingen selbst und den in ihnen steckenden Problemen leiten läßt und tastend zu Lösungen vorzudringen sich müht. R.-G. hat die ganze Schwierigkeit der kritisch-reflexen Auflösung der natürlichen Außenweltsgewißheit (die zu bezweifeln ihm selbstverständlich nicht einfällt) wohl begriffen. Im einzelnen heben wir heraus: Die Vereinigung der seinshafte n Abhängigkeit des Aktbewußtseins von der Determination durch den äußern Gegenstand mit der erkenntnis mäßigen Abhängigkeit der Gegenstandsgewißheit von der Aktgewißheit: „Je ne connais mes actes que par la détermination de l'objet. Mais je ne connais l'être réel de l'objet que par l'existence perçue de mon acte“ (9). Es gibt keine unmittelbare Intuition des realen Seins des Sinngegenstandes. Das erste „Cela est“ hat noch nicht den Sinn einer streng ontologischen Behauptung; es ist vielmehr ein weiter Weg vom ersten Feststellen einer sinnlichen Gegebenheit bis zum abschließenden Wahrnehmungsurteil über eine körperliche Substanz. Die große Schwierigkeit, die einzelnen Schritte dieses Weges klarzustellen, liegt darin, daß sie nur in der für unsere Erinnerung unzugänglichen frühesten Kindheit gesondert gemacht wurden. Die kritische Besinnung des Erwachsenen muß sich von der Frage des psychologischen Entstehens der Gewißheit unabhängig machen. Es muß gezeigt werden, daß die Treue zu den ersten Seinsprinzipien zur Annahme des bewußtseinsunabhängigen Seins der Dinge nötig ist.

de Vr.

250. Bauch, Br., Idee und Erscheinung: ZDKulturph 1 (1935) 119–141. — „Idee und Erscheinung“ ist das seit Platon nie verstümmte Problem des Verhältnisses des Einmalig-Vorübergehenden zum Allgemein-Ewigen. Idee ist dabei natürlich nicht im Sinn des subjektiven Idealismus zu fassen, sondern als die „innerliche Wahrheit und Notwendigkeit der Erscheinung“. In dieser ihrer Beziehung auf die Erscheinung ist die Idee der Begriff, „das Prinzip der Gestaltung“ des Besonderen. Nur wer dieses Gestaltungsprinzip begriffen, hat das „Wesen“ der Erscheinungen erfaßt. Der Zusammenhang aller Begriffe, „der die Natur als Einheit und Zusammenhang der Erscheinungen so bedingt, wie der Begriff als solcher die besonderen Erscheinungen bedingt, ist die Idee schlechthin“. Idee und Wirklichkeit stehen also in dem unlösbaren Verhältnis von „Geist und Welt“, und nicht in dem Gegensatzverhältnis, mit dem man Idealismus und Realismus gegenüberzustellen beliebt. In Wahrheit sind eben Idealismus und Realismus bloße Schlagworte, die künstlich einen Gegensatz aufwerfen, wo in Wirklichkeit ein dialektisches Verhältnis besteht.

Bacht.

251. Behn, S., Einleitung in die Metaphysik. gr. 8° (XVI u. 328 S.) Freiburg 1933, Herder. M 6.80; Lw. M 8.40. — Dies Buch will eine Einleitung in die Metaphysik sein, und man wird diesen Charakter zu beachten haben, will man ihm gerecht werden. Nicht etwa, weil es sehr „elementar“ wäre. Im Gegenteil, auch wer keiner elementaren Einführung in die Metaphysik mehr zu bedürfen glaubt, wird aus dem Buch eine Fülle von Gedanken mitnehmen, die der Verf. mit Recht als „bisher ungewonnen“ bezeichnet (2), ja ein solcher (zumal der „Neuscholastiker“, der aus dem Kreise von seinesgleichen immer noch zu oft nur dasselbe lesen muß) mag es gerade mit besonderem Genuß lesen, gewissermaßen als die Summe der „Randbemerkungen“ B.s zu allen Problemen der Metaphysik. Als solche haben sie das Recht, hier sich ausführlicher über eine relativ vielleicht weniger wichtige Frage auszusprechen, dort über eine wichtigere kürzer zu sein. So will das Buch nicht ein System der Metaphysik und nicht das letzte Wort des Verf. bieten und macht doch einen geschlossenen Eindruck, weil diese „Randbemerkungen“ nach einem B. schon vorschwebenden System angeordnet sind: Gegenstandstheoretisches („Die Seinsweite der Urgegenstände“); Kritik („Die Zweifelsfrage des 20. Jahrhunderts“, „Kritische Voruntersuchung“); Grundprobleme der Metaphysik („Wahrheit“, „Schein“, „All“, „Kraft“, „Leben“, „Seele“); „Metaphysische Anthropologie“; „Die letzten Fragen nach den Ursprüngen“ („Freiheit“, „Dasein Gottes“). Damit ist von selbst gegeben, daß der Anfänger, an den B. auch denkt (die Verlagsanzeige redet von einer „gemeinverständlichen“ Einführung), an die ganze Fülle der metaphysischen Probleme herangebracht wird. Gewiß könnte man sich eine „Einleitung“ auch anders denken als in der Form eines Überblicks über die Teile der ganzen Metaphysik: eine Einleitung, die an irgend einem Punkt einsetzt, um möglichst rasch und unmittelbar vorzustoßen zur Kernfrage der Metaphysik, zur Frage nach dem Sein als solchem, von der aus alle Teilprobleme der Metaphysik (sofern sie wirklich zu ihr gehören) nur als Abwandlung der einen Frage erscheinen (bei B. kommt diese allgemeine Ontologie etwas kurz weg). Könnte man eine Einleitung von dieser Art vielleicht für die Weckung des eigentlich philosophischen

Eros beim Anfänger für geeigneter halten, so soll damit nicht die Möglichkeit des B.schen Vorgehens bestritten, sondern nur durch eine andere Möglichkeit die Eigenart des Buches noch deutlicher charakterisiert werden. Wie sich bei einer solchen Inventarisierung der metaphysischen Einzelprobleme und ihrer Lösungsrichtung von selbst versteht, muß eine kurze Besprechung darauf verzichten, zum einzelnen anerkennend oder kritisch Stellung zu nehmen. Sie müßte sonst ausführlicher werden als das besprochene Buch, oder sie würde bei der Kritik von ein paar Seiten den verkehrten Eindruck erwecken, als lehne sie das Ganze ab. Stellungnahme zum einzelnen ist bei der Arbeit an den einzelnen Fragen selbst angebracht. Dabei wird der Metaphysiker das Buch immer wieder mit Nutzen öffnen. K. Rahner.

252. Brusotti, V., O. P., L'analogia di attribuzione e la conoscenza della natura di Dio: RivFilNeoscol 27 (1935) 31—66. — B. hebt die Bedeutung der analogia attributionis im Denken des hl. Thomas hervor. Wenn auch die a. proportionalitatis den Vorzug behält, so braucht sie doch notwendig die andere zur Ergänzung. Diese stützt sich auf das Kausalitätsverhältnis, das zwischen Gott und Geschöpf waltet, und so brauchen wir sie, um überhaupt zu Gott aufzusteigen. Ebenso kann nur vermittelt dieser nachgewiesen werden, daß die „reinen“ Vollkommenheiten der Geschöpfe sich bezüglich der „res significata“ primär in Gott finden, da die a. proportionalitatis nichts aussagt über das Abhängigkeitsverhältnis zwischen geschaffenen und ungeschaffenen Vollkommenheiten. Endlich können die „reinen“ Vollkommenheiten in den Kreaturen nur als solche gewertet werden in ihrer Beziehung auf Gott, was aber wiederum die a. attrib. voraussetzt. In tiefdringenden Spekulationen deckt B. besonders die Bedeutung dieser Analogie für die natürliche und übernatürliche Theologie auf. — Vielleicht wäre es eine lohnende Studie, im besondern der Frage nachzugehen, warum die a. proportion. in ihrer Anwendung auf das Gott—Geschöpf-Verhältnis sich nur in De veritate findet, also in einem Frühwerk, indes die a. attrib. gerade in der Form, in der sie dort abgelehnt wird, in dem spätern Schrifttum des Aquinaten allein noch auftritt. Auf jeden Fall hat B. in seinem interessanten Artikel gezeigt, daß die Dinge nicht so einfach liegen, wie sie von manchen einseitigen Vertrefern der a. proportion. angesehen werden. Rast.

253. Beck, M., L'irrationalisme actuel. Sa nature, ses origines et le moyen de le surmonter: RevMétMor 41 (1934) 459—470. — Unter Irrationalismus versteht B. mit Recht nicht ein System, das die Grenzen der menschlichen Erkenntnis betont, sondern die der Erkenntnis überhaupt, indem man in die Dinge selbst ein an sich unerkennbares Prinzip hineinlegt. Seinen Ursprung sieht er darin, daß die Naturwissenschaft für ihre Gesetzlichkeit keinen innern Grund mehr suchte, sondern nur ihr tatsächliches Bestehen feststellte — wir würden eher sagen, daß die Wissenschaft vom Stoff auch nichts anderes kann —, und daß man dann überall dazu kam, alle Notwendigkeit als dem Wesen der Dinge äußerlich, in einem psychischen Zwang zu begreifen, so daß an sich gar keine Notwendigkeit und Gesetzlichkeit mehr existiert, sondern jedes Seiende von jedem andern radikal verschieden ist; man läßt das Wesen des Seienden, das die Ordnung schafft, im Dasein aufgehen. B. betont dagegen die Besinnung auf die Wesensnotwendigkeiten, die allen Tatsachen voraufgehen und ihnen

das Feld der Möglichkeit abgrenzen. Alles, so sagt er am Schluß, läßt sich rational begreifen außer der Tatsache, den Ursachen und dem Ziele der Existenz der Welt selber, was auf die Erste Ursache hinweist. Brunner.

254. Berdjajew, N., Ja i mir objektow (Das Ich und die Welt der Objekte). 8^o (187 S.) Paris [1934] YMCA-Press. Fr 22.—. — Das Büchlein ist der Versuch einer Existenzialphilosophie. Es enthält eine Reihe schöner, geistreicher Gedanken und Anregungen, sieht auch die bestehenden Probleme sehr gut. Aber es leidet an der sich auch in den meisten übrigen Werken des Verf. geltend machenden Unklarheit und Unschärfe der Begriffe. Die schroffe Gegenüberstellung von Ich und Objekt, von Gemeinschaft und Gesellschaft, von Dauer des Ich und Dauer der Objekte kann nur zu Folgerungen führen, zu denen etwa Heidegger gekommen ist. Gewiß besteht da kein stetiger Übergang, aber eine Stufung; vor allem handelt es sich nicht um einen Widerspruch zwischen den beiden Sphären. Und da die menschliche Persönlichkeit nicht Geist ist, wie B. einseitig sagt, sondern Seele und Leib umfaßt, nimmt der Mensch an dieser Stufung teil. Zwischen den Kategorien der Existenz und der Objekte klafft deswegen kein Abgrund, wenn auch Verschiedenheiten da sind. Die Objekte sind kein durch das Subjekt zu organisierendes Chaos, wie auch das Subjekt nicht rein schöpferisch, sondern auch empfangend ist. Wird gar die Freiheit, wie B. es tut, in die Erkenntnis verlegt — er kennt Freiheit wohl nur als Negation der Naturgesetzlichkeit, verwechselt sie wie alle Existenzialphilosophen mit Spontaneität —, so ist kein Ausweg mehr aus dem voluntaristischen Relativismus. Br.

255. Schultz, W., Das theologische Verstehen von Mensch und Zeit: ZThK N. F. 15 (1934) 223—246. — Für das philosophische Verstehen der Zeit wird ausgegangen von Kant, Goethe, Hegel, Dilthey und Heidegger. Aus dem unbefriedigenden Ergebnis schließt der Verf. voreilig, daß die Philosophie das Problem der Zeit nicht bewältigen könne, sondern nur die Theologie, wobei noch die Unklarheit hineinspielt, daß diese Bewältigung zugleich Verstehen und Überwinden der Zeit, ja Erlösung von der Zeit bedeutet, was natürlich sehr disparate Aufgaben sind. Es ist aber nicht nötig, daß die Philosophie entweder die Zeit und das Sein des Menschen im Absoluten fundiert und damit die Zeit entwertet, oder das menschliche Dasein in Zeitlichkeit aufgehen läßt. Diese Notwendigkeit besteht nur da, wo man den Charakter der Zeit als künstliches Ordnungssystem verkennt und deswegen nicht auf ihre wirkliche Grundlage, die nach den Seinstufen und Individuen innerlich gestufte Dauer, zurückgeht. Wie soll man aber von der Ewigkeit Gottes sich einen, wenn auch nur analogen, Begriff machen, wenn man nicht weiß, was Zeit und Dauer ist? Br.

256. Clemen, C., Grundriß der Religionsphilosophie. gr. 8^o (175 S.) Bonn 1934, Röhrscheid. M 6.50. — Das Buch umfaßt drei Teile. Im ersten, vorwiegend geschichtlichen, wird nach dem Wesen der Religion gefragt. Cl. zieht auch den urgeschichtlichen Menschen in den Kreis seiner Untersuchungen, obwohl nach seinem eigenen Geständnis hier größte Vorsicht geboten ist. Die Bemerkungen über magische und synkretistische Elemente im Christentum beruhen auf recht argen Mißverständnissen, die endlich aus wissenschaftlichen Werken verschwinden sollten. Ein

positives Ergebnis bietet dieser Teil des Werkes leider nicht. — Den Ursprung der Religion, von dem der zweite mehr psychologische Teil handelt, sieht Cl. in einer besonders aprioristischen Anlage, die aber noch der Intuitionen (Offenbarung) bedarf, um zum religiösen Erlebnis zu werden. — Die Wahrheitsfrage beantwortet der Verf. dahin, daß sowohl in der Natur wie in der Geschichte eine höhere Macht waltet. Auf Grund des Gottesglaubens kann auch der Unsterblichkeit zugestimmt werden. Das Christentum ist zwar nicht die allein wahre Religion, beansprucht aber doch vor allem wegen seines Glaubens an die sündenvergebende Macht Gottes einen Vorrang vor allen andern. — Das Buch streift die ganze moderne religiöse Problematik und deckt den Wirrwarr auf, der heute auf diesem Gebiet herrscht. Ein zuverlässiger Führer scheint uns der „Grundriß“ trotz mancher wertvoller Anregung und guter Kritik nicht zu sein. Dazu fehlt ihm selbst ein sicherer metaphysischer Standpunkt.

Rast.

257. Straubinger, H., Religionsphilosophie mit Theodizee. gr. 8^o (VIII u. 228 S.) Freiburg i. Br. 1934, Waibel. M 6.—; Lw. M 8.—. — Die Absicht des Verf. ging dahin, „Reichhaltigkeit des Stoffes, Präzision des Ausdruckes und Klarheit der Darstellung zu verbinden“. Im ganzen ist es ihm auch gelungen, diese Absicht zu verwirklichen. Am besten ist der erste Teil über die verschiedenen Methoden zur Wesensbestimmung und Wahrheitsbegründung der Religion ausgefallen. Der zweite, religionsgeschichtliche Teil ist etwas knapp und steht zu isoliert da, fast ohne innere Verbindung mit dem übrigen. Allerdings fehlen hier auch noch die Vorarbeiten. Im dritten Teil über das Wesen der Religion ist die Untersuchung über den Glauben wohl nicht genügend, darum auch das Problem Glauben—Wissen zu leicht genommen. Der vierte Teil über die Wahrheit der Religion bringt die Gottesbeweise. Mit Recht ist das ideologische Argument abgelehnt und das eudämonologische nicht einmal erwähnt; denn beide sind Zirkelschlüsse, wenn man nicht die Augustinische Illuminationslehre oder idealistische Ineinssetzung von Denken und Sein an Stelle der Abstraktion setzt. Ungenügend ist leider die Darstellung von Molinismus und Bañesianismus S. 210, wenn auch nicht so schlimm wie so manches, was heute mit großer Sicherheit und viel Unverstand über die Frage gesagt wird. Die molinistische Theorie bringt die Absolutheit Gottes auch zur Geltung, wenn sie auch daran festhält, daß wir von der Willensfreiheit mehr wissen als vom göttlichen Wollen. Und ein „Thomismus“ ohne *praedeterminatio physica*, den S. annehmen möchte, ist natürlich ein Thomismus, dem man das Herzstück herausgenommen hat, der auch an der eigentlich zu lösenden Frage völlig vorbeigeht.

Brunner.

258. Landsberg, Paul L., Einführung in die philosophische Anthropologie. gr. 8^o (199 S.) Frankfurt a. M. 1934, Klostermann. M 7.50; geb. M 9.50. — Das Werk zeichnet sich aus durch eine gute Herausarbeitung der Probleme und ein ruhiges, maßvolles Urteil. Zunächst wird Begriff und Wesen der Anthropologie untersucht und dabei Wesensanthropologie der Merkmalsanthropologie, die sich wohl mit der naturwissenschaftlichen Anthropologie deckt, gegenübergestellt. Dann wird als Hauptmotiv das jeweils verschiedene Wissen um den Tod angegeben, das auch die Form bestimmt. Von diesen Formen sind im dritten Teile die mythische, die poetische, die theologische und die naturwissen-

schaftliche behandelt, wobei die Kritik der letzten am besten ausgefallen ist. Endlich wird die innere Erfahrung charakterisiert in Innerlichkeit und Schicksalhaftigkeit, die beide erst den Kampf um die Selbstgestaltung ermöglichen, die mit Recht als schwerer angesehen wird als jede Gestaltung der äußeren Welt. Überall läßt der Verf. Platz offen für eine theologische Anthropologie. Zu bedauern ist, daß auch L. an dem kartesischen Mißverständnis der Substanz, das für alle Existenzialphilosophie zum Verhängnis geworden ist, festhält und darum Substantialität des Ich ablehnt. Um zu werden, was man ist, ist Selbstidentität des Ich, also recht verstandene Substantialität, vorausgesetzt; ein reines Werden-Genügt nicht. Die Idee, die statt dessen die Einheit des Werden-Seins bilden soll, bleibt selbst unklar. Die existenzialphilosophische Verwechslung von Wesenheit und Seinsweise und damit von Wesen und Dasein kann dann auch nicht ausbleiben. Die für das mythische Selbstbewußtsein angeführten Tatsachen sind ethnologisch wohl nicht haltbar. Auch der Primitive weiß um seinen Tod, wie die vielen Mythen vom Ursprung des Todes, der etwas Nichtseinsollendes ist, zeigen. Allerdings ist der Ursprung da meist, aber nicht ausschließlich, naturhaft aufgefaßt.

Br.

259. Schmidt, Wilhelm, S. V. D., Der Ursprung der Gottesidee. Bd. V.: Nachträge zu den Religionen der Urvölker Amerikas, Asiens und Australiens. gr. 8^o (XXXVIII u. 921 S.) Münster 1934, Aschendorff. M 27.—; geb. M 29.50. — Von den hier veröffentlichten Nachträgen zu den früheren Bänden des Werkes nehmen die Nachträge zu Bd. II, den Urvölkern Amerikas, 774 Seiten, also den weitaus größten Teil, ein. So rundet sich das Bild der Urreligionen Nordamerikas und ihrer gegenseitigen Lage und Schichtung bedeutend ab. Bemerkenswert ist dabei auch, wie immer mehr Züge nach Nordasien hinüberweisen, so daß die Ergebnisse der Ethnologie, Religionsgeschichte, Archäologie und Rassenforschung immer deutlicher nach einem nicht allzuweit entfernten Konvergenzpunkte hindeuten. Wie in den früheren Bänden findet der Religionsphilosoph auch hier eine Überfülle von Material, dessen Auswertung durch ausführliche Register ermöglicht wird. Besonders sind die Schöpfungs- und Todesmythen, die Knabenweihen und Geistertänze ausgiebig dargestellt. Auch für die eigenartige Gestalt des halb gutmütig-hilfreichen, halb bössartig-schlaunen Kulturbringers ist viel neues Material enthalten.

Br.

260. Mitzka, Fr., S. J., Der philosophische Beweis für die moralische Unveränderlichkeit Gottes: ZKathTh 59 (1935) 57—72. — Im Anschluß an Christophorus Gillius, S. J. (gest. 1608) hält M. das Argument *ex inconstantia voluntatis*, das seit Suarez für die moralische Unveränderlichkeit Gottes traditionell geworden ist, nicht für durchschlagend. Denn die nämlichen Gründe, die Gott seit Ewigkeit hätten bewegen können, eine andere Welt als die verwirklichte zu wollen, könnten ihn auch bestimmen, etwas einmal Gewolltes nicht mehr zu wollen. Der Beweis des Gillius lautet dagegen: Der Begriff eines bestimmten freien Willensaktes Gottes schließt notwendig in sich die *terminatio* auf das gewollte Objekt, das also einmal verwirklicht werden wird. Würde der göttliche Willensakt nun geändert, so würde dieses Objekt nie existieren. Andererseits müßte es doch einmal existieren, damit der vorhergehende Willensakt wahr gewesen wäre.

Das aber ist ein Widerspruch. — Ohne die Durchschlagskraft dieses Beweises in Abrede stellen zu wollen, scheint der traditionelle Beweis doch nicht entkräftet zu sein. Denn welchen vernünftigen Sinn sollte in Gott eine solche Spielerei noch haben, daß er einen Willensakt setzt, von dem er doch vermöge seiner Allwissenheit weiß, daß er ihn zurückziehen werde, bevor eine reale Wirkung damit erzielt worden wäre? Rast.

261. Haecker, Th., Schöpfer und Schöpfung. 8^o (203 S.) Leipzig 1934, Hegner. *M* 3.80; *Lw.* *M* 5.50. — Die in dem Buch zusammengefaßten Essays, die z. T. schon als Hochlandaufsätze erschienen waren, sind innerlich durch das Problem des Tragischen miteinander verbunden. Aus der Fülle der Gedanken sollen nur einige hervorgehoben werden. — Zum „Problem der Theodizee“ wird betont, daß das Motiv der Schöpfung nicht ein bloß ästhetisches gewesen sei; Leid und Schuld sprechen dagegen. Ein bloß ethisches höbe den Eigenwert der Natur auf und verkürzte die gnadenvolle Mitwirkung Gottes im Tun des Menschen. Nur die schaffende Liebe kann eine befriedigende Antwort geben auf das Leiden. — Das Tragische setzt immer Schuld und Schwäche voraus, eine Verwirrung des Gefühls und des Verstandes, und gründet letzten Endes in der menschlichen Freiheit. Weder Teufel noch Engel kennen eine Tragik, sondern nur der Mensch und seine Werke. Auch die Welt selbst ist nicht wesentlich tragisch, weil die Tragik sonst in Gott selbst hineingetragen würde, was von einer heidnischen Auffassung zeugt. Diese überträgt ein Verhältnis, das nur zwischen dem Menschen und seinem Gebilde besteht, auf Gott und seine Schöpfung, nämlich die völlige Loslösung des Werkes von seinem Meister. Das Geschöpf behält seine wesentliche Hinordnung auf Gott. Tragik kann überhaupt nur entstehen bei Verfehlung eines endlichen Zieles, Himmel und Hölle liegen jenseits des Tragischen. — Im „Zwischenspiel Analogia Trinitatis“ wird vor allem die Gleichwertigkeit von Fühlen neben Denken und Wollen unterstrichen. — H. ist ein Meister der Sprache und der Gedanken. Manche Ausführungen, so über die Liebe Gottes, über das Geschöpf—Schöpfer-Verhältnis, über die Sprache sind von ergreifender Schönheit und Tiefe. Gelegentliche Formulierungen könnten einen Fachtheologen im ersten Augenblick stutzig machen, aber es soll ja nicht ein Lehrbuch geboten werden. Aufrichtig danken wollen wir dem Verf., daß er uns die drückenden Probleme des Lebens nicht bloß zum Bewußtsein bringt, sondern durch seine metaphysisch-gläubige Schau uns auch die Wege weist zu deren praktischer Überwindung. R.

262. Philippe, Th., O. P., Contemplation métaphysique et mystère de la création: *RevScPhTh* 23 (1934) 345—358. — Nur der Metaphysiker erhebt sich zu den letzten Voraussetzungen aller Wesenheiten, zum Sein. Das Problem des Seins aber ruft zu seiner Ergänzung notwendig nach der Schöpfung. „Da die Erschaffung außerhalb der Zeit steht und der Philosoph nachweist, daß sie sich in der Ewigkeit vollzieht, kann man tatsächlich sagen, daß er der Erschaffung der Welt beiwohnt“, natürlich nur vom Geschöpf aus gesehen. Diese Schau ist nicht eine geistige Intuition, sondern eher ein „Sinn für das Geheimnis der Schöpfung“, weil der Philosoph den Sinn hat für das „Geheimnis des Seins“. — Diese Betrachtung läßt den Metaphysiker auch unmittelbar auf die Unsterblichkeit der Seele schließen. Denn „die Erfassung

des Seins, die mich über den Unterschied von Subjekt und Objekt hinaushebt, die mich jenseits von den intelligiblen Wesenheiten und existierenden Realitäten stellt, die an den intellektuellen (abstrakten) und erfahrungsmäßigen Einsichten teilhat, erlaubt mir, aus mir herauszugehen und auf die Existenz eines immateriellen Prinzips zu schließen“. Der Pantheismus hat nicht vermocht, sich zum reinen Sein zu erheben. — Die gedankentiefen Ausführungen sind wohl weniger ein Aufstieg zu Gott als eine Schau der Dinge und des Seins vom schon gewonnenen theistischen Standpunkt her.

263. Grebe, W., Geist und Sache. Grundlegung der Theorie der Geisteswissenschaften und Klärung des Sinnes kulturellen Schaffens. gr. 8^o (VII u. 226 S.) Frankfurt 1934, Diesterweg. *M* 7.20; geb. *M* 9.20. — G. teilt die Wissenschaften nicht nach der Methode, sondern nach dem Inhalte ein, indem er der Naturwissenschaft die Sache, der Geisteswissenschaft das Tun zuweist. Durch einschränkende Definition des Tuns gelingt es ihm auch, diesen Standpunkt ohne allzugroße Härten durchzuführen. Aber es ist doch übersehen, daß strikt naturwissenschaftlich nur die Physik ist, daß alle übrigen Naturwissenschaften bereits auf dem Wege zu den Geisteswissenschaften sind, was nur durch eine Verbindung der Erklärung aus der Methode mit der Erklärung aus dem Gegenstande verständlich zu machen ist. Die Verbindung von zeitlosem Sinn mit zeitbedingter Situation ist nicht geglückt, obgleich der Verf. einsieht, daß sie notwendig geschehen muß, wenn auch wieder der Grund dieser Notwendigkeit dunkel bleibt. Das liegt an der Einteilung in Sache und Tun. Raum und Zeit sind auch nicht die Individualität der Dinge, sondern nur ihre Offenbarung. Alle wirklichen Dinge sind schon an sich, durch ihr Sein, von allen andern verschieden. Sieht man im Einzelding schon Gesetz, so sieht man es eben schon nicht mehr als Einzelding, sondern als Vertreter der Art. — Der zweite Teil bringt eine Kritik der heute weit herrschenden Relativierung der Erkenntnis, die durch die Grenzüberschreitungen der Geisteswissenschaft verursacht ist, G. würde sagen, indem vom zeitlosen Sinn fälschlich die Zeitsituation ausgesagt wird. Seiner Kritik kann man zustimmen.

Brunner.

264. Böhm, Fr., Gegenwärtigkeit und Transzendenz der Geschichte: ZDKulturph 1 (1935) 159—178. — Die Arbeit greift das Zentralproblem einer jeden materialen Geschichtsphilosophie auf: Deutung des geschichtlichen Seins, das der Mensch, gebunden in das konkrete „Heute“ und gefügt in das konkrete „Wir“ des Volkes, selbst ist, wird nur möglich auf Grund eines übergeschichtlichen (transzendenten) Sinnes. Geschichtliches Sein weist notwendig über sich hinaus, erhält seinen Sinn nicht von innen her, wie es die Kulturphilosophie des vorigen Jahrhunderts meinte, sondern letztlich nur von Gott her, durch dessen Berufung das Volk jeweils „in Geschichte steht“. Andererseits darf Geschichte nicht darin aufgehen, diesen übergeschichtlichen Sinn rein für sich zu fassen, wie es jede Mystik will, sondern immer im Hinblick auf die Gegenwart, in deren Dienst jede echte Geschichte steht. Beide Aspekte: Gegenwärtigkeit wie Transzendenz, müssen in ihrer eigentümlichen Korrelation gewahrt bleiben, wenn die Geschichtsphilosophie sich recht verstehen will. — Uns scheint, daß B. das eigentliche Problem der Geschichtsphilosophie sehr gut erfaßt hat; aber zugleich werden damit auch die Grenzen einer

Philosophie der Geschichte sichtbar. Mittels natürlicher Erkenntnis ist es unmöglich, über ganz formale Sätze wie solche: daß alles Geschehen einen Sinn hat für Gott, daß dieser Sinn Gottes würdig ist, daß er nicht darin gelegen sein kann, die göttliche Wesenheit zu setzen (gegen den Pantheismus) oder zu mehrern. M. a. W. die Sinndeutung der Geschichte beschränkt sich auf die Aussagen, die über die Finalität des Seins überhaupt möglich sind (vgl. Thom., S. c. G. 3, 17 18 20). Darüber hinaus kann uns nur Gott selbst den Sinn erschließen; d. h. es gibt eigentlich nur eine Geschichtstheologie aus der Offenbarung. So ist auch die Spekulation des hl. Augustinus zu verstehen. Aber selbst aus der Offenbarung können wir mit Sicherheit nur einige große Umrisse der Geschichte verstehen. All die Versuche, ein Geschichtssystem zu formen, haben bislang in haltlosen Konstruktionen geendet.

Bacht.

265—272. 265. Frank, W., Kämpfende Wissenschaft. 8^o (36 S.) Hamburg 1934, Hanseatische Verlagsanstalt. M 1.— 266. Dietrich, O., Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus. 8^o (61 S., 1 Abbildung) Breslau 1935, Hirt. M 1.50. — 267. de Vries, J., S. J., Wissenschaft, Weltanschauung, Wahrheit: StimmZeit 129 (1935 II) 93—105. — 268. Nawiasky, H., Politische Wissenschaft: Schweizerische Rundschau 34 (1934) 907 bis 912. — 269. Litt, Th., Philosophie und Zeitgeist. 8^o (61 S.) Leipzig 1935, Meiner. M 1.50. — 270. Glockner, H., „Deutsche Philosophie“: ZDKulturph 1 (1935) 3—39. — 271. Menzer, P., Deutsche Philosophie als Ausdruck deutscher Seele: Kantstudien 39 (1934) 271—285. — 272. Craemer, R., Geschichtswissenschaft und politischer Geist: ZDKulturph 1 (1935) 179—201. — Das neue Erstarren des deutschen Volksbewußtseins hat die Forderung nach einer neuen, der deutschen Eigenart entsprechenden Gestaltung der Wissenschaft, namentlich der Philosophie und der Geschichtswissenschaft, wachgerufen. Man hat sich von der „voraussetzungslosen“, rein „objektiven“, internationalen Wissenschaft abgewandt, weil man sie als gesinnungslos, kraft- und saftlos, lebensfremd empfindet, als „Alexandrinertum“. Demgegenüber verlangt man nach einer Wissenschaft, der deutscher Geist „Voraussetzung“ ist, die darum lebensnahe ist und Bereitschaft zur Tat, zur Entscheidung schafft, nach „politischer“, „kämpfender“ Wissenschaft. So fordert etwa W. Frank, die Geschichtsschreibung müsse wieder im Geiste Treitschkes aus einer Sache reinen Fachgelehrten-tums zum „Marschlied“ werden, das zum Kampf für große Ziele begeistert. — Ohne Zweifel sind diese Ideen nicht selten in so einseitiger Weise überspitzt worden, daß man schon von einem völkischen Relativismus sprechen muß; so etwa bei Rosenberg und E. Krieck (Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform; Leipzig 1934). Absolute Wahrheit wird als wertlos verworfen. Sache der Philosophie scheint nur zu sein, die aus den irrationalen Tiefen des Blutes aufsteigenden, notwendig nach Rassen und Völkern verschiedenen Wertungen in begriffliche Form zu bringen. So ist auch für O. Dietrich Philosophie nur die geistige Festlegung eines Erlebnisinhalts, Spiegelbild des Zeitgeistes, darum in stetem Fluß (11). Man kann sich freilich fragen, ob durch diese Grundauffassung nicht auch D.s Bekenntnis zum Universalismus wieder entwertet, eben weil relativiert wird, ganz abgesehen davon, daß Formulierungen wie etwa die, der Mensch sei kein Einzelwesen (16), kaum zur Klarheit beitragen.

Daß D.s Deutung des Prager Vortrags Przywaras, nach der dieser Philosophie und Religion als völlig getrennte Gebiete dargestellt hätte (39), auf einem (vielleicht durch die Berichterstattung der Presse erklärlichen) Mißverständnis beruht, braucht kaum bemerkt zu werden; der Nachdruck in P.s Ausführungen lag ja gerade immer wieder auf der „Rückbindung“ der Philosophie an Religion. — Wenn wir die Übertreibung der völkischen Bedingtheit der Wissenschaft ablehnen, verschließen wir darum den Blick nicht für das viele Gute in den neuen Bestrebungen. In dem oben genannten Aufsatz in *StimmZeit* haben wir versucht, klarer zu umgrenzen, in welchem Sinn die Einzelwissenschaft nicht voraussetzungslos sein kann, ferner zu unterscheiden zwischen berechtigter Pflege völkischer Eigenart auch in der Wissenschaft und völkischem Relativismus, zwischen einer falsch verstandenen, ideenlosen und darum lebensfremden Objektivität und echter Sachlichkeit und Wahrheitsliebe, ohne die von wirklichem Lebenswert der Wissenschaft nicht die Rede sein kann. — Ähnlich betont *Nawiasky*, daß aus der Unmöglichkeit der Voraussetzungslosigkeit nicht folgt, daß nun von Staats wegen die Anerkennung einer bestimmten Weltanschauung als Grundlage der Lehrtätigkeit zur Pflicht gemacht werden kann. — Es freut uns, daß auch von anderer Seite aus philosophischem Gewissen und deutschem Empfinden heraus gegen den zersetzenden Relativismus Einspruch erhoben wird. So hebt *Litt* hervor, daß die Philosophie aufhören würde, Philosophie zu sein, wenn sie nur die aus Trieb und Gefühl hervorgegangene Weltanschauung der Zeit in gedankliche Form bringen wollte. Philosophie muß der Sache gemäß sein; „dann ist sie zeitgemäß und deutsch zugleich“ (54). Man kann aber wohl bezweifeln, ob diese Zeitgemäßheit sachgemäßen Philosophierens, wie es *L.* in fesselnder Weise darstellt, durch den Hegelschen Idealismus begründet wird. — Darin allerdings dürfen *L.* wie auch *H. Glockner* und *P. Menzer* recht haben, daß die neuen Verächter des deutschen Idealismus mit ihrer unterschiedslosen Ablehnung auch viel wertvolles und echt deutsches Gedankengut preisgeben. Die heute von der Unkraft des Geistes reden, sagt *M.*, versuchen das Wirken des Geistes mit Maßstäben einzuschätzen, die aus dem Vitalen genommen sind, und das ist eine dem deutschen Wesen fremde materialistische Betrachtung (284). Und *G.*: Die deutsche Philosophie ist jederzeit „absolut“; völlig undeutsch ist jeglicher Relativismus (22 f.). Im übrigen gibt *G.* ein anziehendes Bild der Eigenart deutscher Philosophie: Ihre Volksverbundenheit, Schulmäßigkeit, erweiternde Kritik und Selbstkritik; ihre inneren Spannungen zwischen konkreter Sachlichkeit und idealistischem Schwung, ihre Innerlichkeit und ihr zwar einzuschränkender, aber nicht auszurottender Individualismus, ihr unbedingter Wahrheitswille; ihre wissenschaftliche Eigenart, die zwischen dem rationalen Westen und dem irrationalen Osten die Mitte hält; schließlich ihre Rückbezogenheit auf das Leben. Ähnliche Gedanken bietet auch *M.* — *R. Craemer* wendet sich scharf gegen den Relativismus in der Geschichtsauffassung, gegen alle „zweckhafte, sachfeindliche Erfindung und Umprägung geschichtlicher Tatbestände“. Das ist „Unfug und Frevel, weil wir damit die echte Geschichte verschütten“; es ist „ehrfurchtslos“, „Flucht vor der unheimlichen und unbequemeren Wirklichkeit“. Gewiß soll Wissenschaft nicht interesselos sein; aber ihre Leidenschaft ist das Ringen um die Wahrheit (180 f.). Im übrigen setzt

sich C. für den Vorrang der politischen Geschichte ein und für eine „politische Geschichtsschreibung“, die in der Mitte zwischen der vom Positivismus beeinflussten pragmatischen und der dem Idealismus verwandten „monumentalen“ Geschichtsschreibung steht.
de Vries.

4. Naturphilosophie. Psychologie.

273. Heisenberg, W., Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft. Zwei Vorträge. 8^o (45 S.) Leipzig 1935, Hirzel. *M* 2.—. — Der Begründer der modernen Quantenmechanik handelt in diesen zwei Vorträgen von der Bedeutung der modernen Physik für die Naturphilosophie. Der zweite Vortrag ist der Entstehung nach der ältere. Er wurde am 19. 11. 1932 gehalten in der Sitzung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und trägt den Titel: „Zur Geschichte der physikalischen Naturerklärung.“ Es wird der Gedanke entwickelt, daß fast alle neuen Naturerkenntnisse nur durch Aufopferung einer früher wichtigen Fragestellung und Begriffsbildung gewonnen werden konnten. In gleicher Weise bedenklich ist es, die mathematische Analyse als den einzig gangbaren Weg zu bezeichnen, wie umgekehrt auf philosophischem Wege ohne Kenntnis der formalen Gesetze fortschreiten zu wollen. — Der erste Vortrag vom 17. 9. 1934 (gehalten auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hannover) ist überschrieben: „Wandlungen der Grundlagen der exakten Naturwissenschaften in jüngster Zeit.“ Er zeichnet sich sehr deutlich durch eine ungleich größere Reife und Tiefe der Gedanken aus. Beherrscht wird er von dem Gedanken, daß die Tatsachen selber es waren, die ein teilweises Aufgeben und Umgestalten der bisher üblichen Auffassungen geradezu erzwangen, daß daher die Entwicklung der Physik in den letzten Jahrzehnten nicht durch eine von außen herangetragene Umwälzung, sondern von innen heraus durch folgerichtige Anwendung der eigenen Grundsätze erfolgt ist. Nicht das rationale Denken im allgemeinen, sondern nur gewisse Denkformen wurden als unhaltbar erkannt. „Wir werden heute der Zukunft den besten Dienst erweisen, wenn wir den neu gewonnenen Denkformen wenigstens die Wege ebnen und sie nicht um ihrer ungewohnten Schwierigkeiten willen bekämpfen.“ Man kann die Ausführungen eines so hervorragenden Vertreters der neuesten Physik den Naturphilosophen nur zur sorgfältigen Betrachtung empfehlen. Wulf.

274. Alverdes, F., Die Totalität des Lebendigen (Abhandlungen z. theor. Biologie u. ihrer Geschichte, sowie z. Phil. der organ. Naturwissenschaften. Bd. 3). gr. 8^o (VIII u. 107 S.) Leipzig 1935, Barth. *M* 6.60. — A. unternimmt es in diesem Buch, die in der materialistisch-mechanistisch orientierten Zeit verlorengegangene Lebenstotalität wiederherzustellen. Das soll so geschehen, daß einerseits alles, was sich objektiv an Lebensäußerungen in der Natur zeigt, erfaßt wird, mit Einschluß des gesamten geistigen und ethischen Geschehens, andererseits alle Erkenntnismöglichkeiten, Sinne, Verstand und Intuition angewandt werden. Kurz, die totale Erkenntnisfähigkeit soll an die Totalität des Erkennbaren herantreten. Der Verf. weist nach, was eigentlich Leben zunächst im allgemeinen ist. Er bespricht deshalb die Unterschiede zwischen Organismen und nichtorganisierten Stoffsystemen, also Maschinen und anorganischen Stoff-

verbindungen und Stoffgruppierungen (Kristalle). Leben in diesem allgemeinen Sinn ist ihm die innerlich begründete Bezogenheit auf ein Ganzes. Unter dem Gesichtspunkt der Ganzheitsbetrachtung werden dann die innerhalb des Lebenden bestehenden Stufen: organisches Leben, Sinnesleben und Geistesleben besprochen. Dabei zeigt sich deutlich eine zweite Besonderheit jeglichen Lebens, die Bezogenheit auf die Zukunft (Ziel, Zweck). Die Kausalität des Lebens ist also eine zukunftsbezogene, eine finale, die in den verschiedenen Gruppen lebender Wesensformen in verschieden vollkommener Weise ausgeübt wird. — Es sind das zum großen Teil Sachen, die in ähnlicher Weise in den letzten Jahren auch sonst vorgetragen wurden. A. tut es besonders klar und eindringlich. Auch weist er überall auf den Einfluß hin, den die neue Auffassung des Lebens in unserem kulturellen und sozialen Leben haben muß, um den abendländischen Kulturmenschen zu erneuern und den Aufstieg auch unseres Volkes zu ermöglichen. Er schließt sein Buch mit den Worten: „Wir vertrauen darauf, daß unser Dasein nicht nur über einen diesseitigen, sondern auch über einen metaphysischen Sinn verfügt; nur so vermögen wir Lebenszuversicht und Glauben an die Zukunft zu erlangen und zu bewahren. Wir vertrauen ferner nicht nur auf die diesseitigen, sondern auch auf metaphysische Werte . . .“ Frank.

275. Delgado, H., u. Ibérico, M., *Psicología*. 4^o (VIII u. 287 S.) Lima (Peru) 1933, Selbstverlag der Verf. — Die Verf. beabsichtigen, die experimentelle Psychologie im engeren Sinn mit der verstehenden Psychologie (Dilthey) zu einer Einheit zu verbinden; der Nachdruck liegt dabei auf der zweiten Tendenz. Fassen wir die 31 Kapitel in Gruppen zusammen, so kommen etwa 7 Kapitel (60 S.) auf Einleitung und Methoden, wobei der Psychoanalyse ein großer Teil gewidmet ist. Die zweite Gruppe (8 Kapitel mit 80 Seiten) geht auf die allgemeineren Fragen des Bewußtseinslebens, auf Selbstbewußtsein, Charakter, Aktivität, Instinkt, Gewohnheit, Aufmerksamkeit. Eine dritte Gruppe (50 S.) handelt über das Gefühls- und Willensleben im engeren Sinn. Die Willensfreiheit wird nicht anerkannt; die Widerlegung der Jamesschen Affekttheorie ist recht gut. Erst die vierte Gruppe (90 S.) nimmt das Thema vor, womit die experimentelle Psychologie gewöhnlich beginnt, das Erkenntnisleben; darunter die Empfindungen äußerst summarisch. Für die Widerlegung der spezifischen Sinnesenergien sind die angeführten Gründe Bergsons sicher nicht entscheidend. Der Beweis für die Realität der Außenwelt gehörte wohl besser in eine Erkenntnistheorie. Wahrnehmung und Gedächtnis finden eine eingehendere Behandlung, freilich nur in ihren grundlegenden Fragen; die intellektuellen Erkenntnisse (Begriff, Urteil, Schluß, Denkgesetze) werden überwiegend in logischer Weise behandelt; die schöpferische Phantasie im Anschluß an Ribot. Die letzten 2 Kapitel über den objektiven Geist und die Sozialpsychologie spiegeln gut die Grundrichtung des Werkes. Die Kenntnis und Benutzung der neueren Literatur ist eine sehr umfassende; die einschlägigen Werke nicht bloß der französischen, sondern auch der englischen und deutschen Psychologen werden sehr häufig verwendet, bei den Deutschen mit Vorliebe die Vertreter der verstehenden Psychologie, wie Müller-Freienfels, Scheler, Jaspers. Fröbes.

276. Radecki, W., *Tratado de Psicología*; aus dem Portugiesischen ins Spanische übersetzt von C. Payssé und V. Del-

fino. gr. 8^o (428 S.) Buenos Aires 1933, Peuser. — Die erste Hälfte des vorliegenden Lehrbuches behandelt das Erkenntnisleben (190 S.); weitere 120 S. das Gefühls- und Willensleben; die letzten 80 S. gehen summarisch auf Fragen der angewandten Psychologie und die Stellung der Psychologie ein. Verf., früher in Krakau und Genf tätig, heute in Rio de Janeiro, kennt die klassische Literatur der modernen Psychologie. Am häufigsten begegnen die Namen Wundt, Claparède, James, Ribot; in zweiter Linie Ebbinghaus, Külpe, Meumann, Stern, Titchener u. a. Die Namen, besonders die ersteren, zeigen ungefähr den Standpunkt dieser Psychologie. So findet die Einleitung die Seele in der empirischen Psychologie überflüssig (Krüger erklärte diesen Standpunkt neustens auf dem Psychologenkongreß für veraltet); Voraussetzung ist der Parallelismus, die Leugnung der Wechselwirkung zwischen Körper und Bewußtsein; der angeführte Grund, sonst müßte die physische Energie sich in die psychische umwandeln, wird wohl kaum einen Vertreter der Wechselwirkung treffen und noch weniger auf die Lehre von der substantiellen Vereinigung von Leib und Seele gehen. Selbst- und Fremdbeobachtung finden die gewohnte Erklärung; die Behauptung, daß man Gefühle und Wollen nicht beobachten könne, sondern sich mit den Reizen und intellektuellen Prozessen begnügen müsse, ist nicht haltbar; wie könnte man dann den Kontrast von Lust und Unlust behaupten? Über die Empfindungen erfährt man sehr wenig. Die Erkenntnisprozesse werden bezeichnenderweise intellektuelle Prozesse genannt und in durchaus intellektualistischer Weise erklärt. Der niederste ist die Unterscheidung der Einheiten, das Bewußtsein, daß A nicht B ist. Für die höhere Wahrnehmung des Objektes (representación) gilt eine „dynamische Deutung“: sie besteht aus unterschiedenen Einheiten, die der Reihe nach beachtet werden. Unter Assoziation werden besonders ausführlich die Teilungen der Assoziationsreaktionen besprochen; Verf. bevorzugt die Teilung danach, ob beim Prozeß Gefühle beteiligt sind (was nach den Kriterien von Jung zu beurteilen ist) oder nicht. Auf Grund des Parallelismus wird neben dem körperlichen auch ein psychisches Gedächtnis angenommen; die gründliche Widerlegung des mechanischen Gedächtnisses durch Becher ist dem Verf. entgangen. Die Beschreibung von Urteil, Begriff, Schluß ist fast ganz der Logik entnommen. Das Urteil faßt R. wie Brentano als Existenzialurteil. — Die verschiedenen Kriterien des Gefühls werden recht eingehend besprochen, die Eigenart der elementaren Gefühle Lust—Unlust, die Abarten der zusammengesetzten Gefühle, die Eigenart der Emotion. Die Freudsche Psychoanalyse wird breit vorgeführt; doch betrachtet R. die Freudschen Erklärungen durch Zensur, Kondensation usw. mit Recht nicht als eine wahre Erklärung, sondern als bloßes Mittel zur Beschreibung. — Die Behandlung des Willenslebens beginnt mit Reflexen, Instinkten, und den Trieben (voliciones), deren Stärke der des Gefühles proportional sein soll. Das Streben nach Glück bedeutet die individuell sehr verschiedenen persönlichen Werte, die oft gegen das einfache Gefühl entscheiden. Die bewertenden Prozesse bringen schließlich die Willensentscheidung zustande, nämlich sobald das Übergewicht der einen Seite der Werte erkannt ist. Danach wird gehandelt. Diese Entscheidung ist aber ein reines intellektuelles Urteil, kein spezifisch neuer Akt. Damit fällt natürlich nicht nur die Freiheit des Willens, sondern seine Eigenart selbst; angesichts der unter-

dessen ausgebildeten Denk- und Willenspsychologie ist das sicher ein veralteter Standpunkt. Für die innere Willensstätigkeit ist die Lenkung der Aufmerksamkeit der einzige Mechanismus. — Das Lehrbuch Radeckis gibt in Verbindung mit demjenigen von Delgado wohl ein Bild, wie sich heute auf den südamerikanischen Universitäten die experimentelle Psychologie darstellt. Fr.

277. Wenzl, A., Das Leib—Seele-Problem im Lichte der neueren Theorien der physischen und seelischen Wirklichkeit. gr. 8^o (104 S.) Leipzig 1933, Meiner. *M* 6.80; *Lw.* *M* 8.50. — Unter den Gesamtdarstellungen wird eingehender die von Dürr vorgeführt; nach ihm hängt das psychische Geschehen vom physischen ab, aber nicht umgekehrt. Für die Möglichkeit der Kausalität bringt er vor, daß das letzte Wesen von Leib und Seele unbekannt sei, beide also auch sehr ähnlich sein könnten. Diese skeptische Wendung findet sich ja schon bei Kant. Bekannter ist Bechers Theorie der doppelten Ursache und doppelten Wirkung, seine klassische Widerlegung der rein physiologischen Gedächtnistheorie, sein Vitalismus. Driesch steht ihm darin nahe. Beide haben viele Einwände der Parallelisten erledigt. Hönigswald macht den sonderbaren Versuch, Kausalität und Parallelismus zugleich zu leugnen; eine neuere Theorie Reiningers ist eher idealistisch. — Die Grundvoraussetzung des ganzen Problems wird in Frage gestellt durch die physikalische „Relativitätstheorie“, insofern sie die objektive Zeit (das Geschehen) leugnet. — Die Gestalttheorie nimmt an, daß schon in der anorganischen Welt Gestalten vorkommen, d. h. Systeme, bei denen wie im Organismus das Ganze bestimmend ist, nicht die Teile. Auf den Vorhalt des Materialismus entgegnet ihre Vertreter, daß schon dem anorganischen Geschehen Sinnhaftigkeit zukomme. Indessen urteilen die besten Kenner mit Recht, daß der Beweis für wahre physische Gestalten nicht erbracht ist. Die vorgeführten Wirkungszusammenhänge sind aus den Eigenschaften der Elemente völlig zu erklären. Für die Annahme höherer Kräfte in der anorganischen Welt haben neuestens auch Physiker die Vorgänge der Atombildung geltend gemacht, was eingehend besprochen wird. — Ziemlich dunkel blieben mir die Ausführungen über das Unbewußte in der Seele, daß bei der Reproduktion der Vorstellungen ein Wissen um die Wege der Reproduktion bestehe, daß wir einen Sinnträger annehmen müßten, der nicht mit unserem Ich identisch sei. Die symbolische Darstellung im Traum verlangt nicht notwendig jemanden, dem das sinnvoll erscheine. Auch Hypnose, Bewußtseinsspaltung usw. sind ohne solche Rätsel lösbar. Allgemein sehe ich keine Schwierigkeit dagegen, daß die Seele unter geeigneten Voraussetzungen unbewußt zu eigenen Akten übergehe, zu denen sie die Befähigung besitzt, zu bewußten, wie den Erkenntnissen, aber auch zu unbewußt bleibenden Leistungen, wie der unbewußten Bildung der Gedächtnisspuren aus dem bewußten Material. — Den Schluß macht eine Besprechung des Mnemismus Bleulers mit einer gewissen Ähnlichkeit mit dem Vitalismus. Betreffs der Konstruktionen von Klages über den Kampf zwischen Seele und Geist wird gezeigt, daß dem ein Zerrbild des Geistes zugrunde liegt. Fr.

278. Zeddies, Adolf, Wörterbuch der Psychologie. kl. 8^o (164 S.) Bad Homburg 1934, Siemens. *Lw.* *M* 4.70. — Das vorliegende Wörterbuch erstrebt, der Bedeutung gerecht zu werden, die die Psychologie heute als Kunde vom Ganzen des Menschen besitzt. Während sie lange in den niederen, dem Experiment

zugänglichen Gebieten des Seelenlebens aufging, will sie heute wieder das ganze menschliche Erleben in ihren Bereich ziehen. Da ist besonders für Anfänger in allen Geisteswissenschaften eine Zusammenstellung der unübersehbar vielen Fachausdrücke, ihre kurze und zuverlässige Übersetzung, die nächste Einteilung mancher Grundbegriffe am Platz. Die vorliegende Zusammenstellung beschränkt sich nicht auf die eigentlich psychologischen Begriffe, sondern nimmt auch manche Grenzgebiete mit hinein, besonders die Charakterologie, die Persönlichkeitskunde, das menschliche Verhalten, die medizinische Psychologie. Für gewisse Fragen sind auch Tafeln beigegeben: für die geometrisch-optischen Sinnestäuschungen einige typische Beispiele, ferner eine Abbildung der Körperbautypen von Kretschmer, einige Beispiele von Kippfiguren (umkehrbare F.), die Intelligenztests nach Binet, ein Schema eines Psychogramms. — Stichproben erwiesen mir, daß die Übersetzungen im ganzen sehr zuverlässig und geschickt gefaßt sind; sie genügen ihrem Zweck vorzüglich. Beim Worte Psychologie würde ich empfehlen, unter den Richtungen auch die Denkpsychologie zu erwähnen, die die experimentelle erklärende Psychologie mit der heute emporstrebenden verstehenden verbindet. Beim Bedeutungsbewußtsein möchte ich den Nachdruck auf das Wissen um den konventionellen Zusammenhang zwischen dem Wort und der beschriebenen Sphäre legen. — Das Wörterbuch ist nicht nur Studierenden zu empfehlen, sondern wird auch dem Fachmann auf den seiner eigenen Forscherarbeit entfernteren Teilgebieten von Nutzen sein.

Fr.

279. Gemelli, Ag., u. Pastori, Gius., *L'analisi elettroacustica del linguaggio*. gr. 8^o. 2 Bände: I. Text (XXVIII u. 250 S., mit 44 Figuren im T.); II. Atlas von 88 Tafeln. Milano 1934, Società Editrice Vita e Pensiero. L 75.— Die Verf. haben in langjähriger Arbeit nach den besten neueren Methoden die Sprachlaute in Kurven (den Oszillogrammen) aufgezeichnet. In den beigegebenen Tafeln kann man bei einiger Übung besonders die Vokale leicht ablesen. Auch lassen sich aus ihnen die darin vorhandenen Teiltöne genau bestimmen. Gegenüber der akustischen Methode hat die gegenwärtige den Vorzug, daß dadurch die gesprochenen Worte in ihrem zeitlichen Verlauf und ihren beständigen Abänderungen verfolgt werden können. In der Kurve eines Vokals ist nur die kleinere zentrale Phase typisch, in der Anfangs- und Schlußphase fehlen manche Teiltöne; ebenso wird der Vokal an den Verbindungsstellen mit angrenzenden Konsonanten verändert. Am eingehendsten behandelt die Untersuchung immer die Vokale, stellt die Teiltöne in ihrer relativen Stärke fest, die Veränderung des Vokals beim Singen (da verliert er an Reichtum der Teiltöne, wird dem einfachen Ton ähnlicher), beim Flüstern, beim Näseln. Als neu ergibt sich, daß bei manchen Vokalen einzelne Teiltöne miteinander interferieren und sich periodisch auslöschen. So verschwinden beim a die starken hohen Teiltöne sovielmals in der Sekunde, als die Schwingungszahl des Grundtones beträgt. Bei den Konsonanten geben die Kurven weit weniger an als die akustische Methode, am meisten noch bei den Halbvokalen. — Die Eigenschaften, die bei erhaltenem Vokalcharakter die Individuen unterscheiden, sind verschiedene: bei einem liegt etwa das a konstant höher als das i; bei anderen umgekehrt; der Reichtum an Teiltönen ist individuell verschieden, ebenso die Gleichförmigkeit in den Reihen usw. Über

die Struktur der Sprachlaute im Wort oder Satz erfährt man: Jeder Vokal wird durch die benachbarten Konsonanten beeinflusst, desgleichen durch die Akzentuierung, wodurch die Reinheit des Tones leidet. In einem kleinen Satz fehlen die Pausen zwischen den Wörtern gänzlich, auch sinkt der Grundton etwas im Ablauf des Satzes; das Wort, besonders aber der Satz hat seine Melodie. — Das große Tafelwerk gestattet, alle einzelnen Befunde an vielen Beispielen nachzuprüfen. Fr.

280. Dahlmann, R., Über Querdissipation und Gestaltauffassung: ArchGsmtPsych 90 (1934) 504—560. — Eine wertvolle Untersuchung im Sinn von Wittmann. Gegen die früher herrschende physiologische Erklärung aus der Querdissipation wenden sich schon viele Forscher. Auch hier bestätigt sich, daß die Deckung der disparaten Punkte nur dann Tiefenanschauung nach sich zieht, wenn man um sie weiß, daß die Auffassung dann festgehalten werden kann, wenn durch Verschiebung oder Drehung des einen Halbbildes die Disparation aufhört. Nach D. ist der Tiefensehakt eine Gestaltauffassung, gerichtet auf die Zusammenordnung und Tiefenlagerung, wodurch disparate Bilder bei sukzessiver Beachtung in Einheit aufgefaßt werden. — Auch das viel untersuchte Panum-Phänomen, die stereoskopische Vereinigung einer Vertikalen mit zwei anderen wird von neuem untersucht. Das Phänomen besteht danach auch bei großen Abständen der zwei Vertikalen (was Hering leugnete), verlangt Wandern des Blickes; ebenso Beachtung des Ganzen, die beim ersten Anblick gewöhnlich da ist, ferner Wechsel in der Deckung, die auch bei engen Abständen durch Marken bemerklich gemacht werden kann. Das Verständnis der Darstellung setzt viel Vorkenntnisse aus der Literatur voraus. Fr.

281. Siemsen, Gertrud, Experimentelle Untersuchungen über die taktil-motorische Gerade: PsychForsch 19 (1934) 61—101. — Läßt man Kurven verschiedener Krümmung durch Entlangfahren mit der Hand daraufhin prüfen, so findet sich regelmäßig, daß die scheinbare Gerade in Wirklichkeit konkav ist; ihre Krümmung beträgt (am Sehnen-Tangenten-Winkel gemessen) etwa 11° , etwas weniger, wenn sie vom Körper etwas entfernter liegt. Dieselben Ergebnisse kehren bei allen Methoden des Zeichnens von Geraden auf Papier, in der Luft usw. immer wieder. Die bequemste Bewegung eines Gliedes wäre ein Kreis um das Gelenk, das beteiligt ist. Das legt die Erklärung nahe, daß die scheinbare Gerade ein Zwischending zwischen der bequemsten Bewegung und der beabsichtigten objektiv richtigen Gerade ist, über die man ja aus andern Bewegungen auch Erfahrungen hat. Der wahre Grund für die Krümmung scheint darin zu liegen, daß die zu prüfende Strecke taktil hier nur durch Rotationsbewegungen verfolgt wird. Denn wenn man dieselben Bedingungen der Beobachtung auch auf optischem Gebiet nachahmt, indem man Kurven nur sukzessiv sehen läßt, dadurch daß ein Schlitz über sie hinweggedreht wird, so kommt dieselbe Täuschung zustande wie taktil. Fr.

282. Révész, G., System der optischen und haptischen Raumtäuschungen: ZPsych 131 (1934) 296—375. — Die vorzügliche Experimentaluntersuchung weist zum erstenmal nach, daß alle die bekannten geometrisch-optischen Täuschungen auf das Gebiet des Tastsinns übertragbar sind, sowohl wenn die Hand über die (körperlich ausgeführten) Figuren hinwegbewegt, als wenn die

Figur der Hand aufgedrückt wird. Es werden 30 verschiedene Täuschungsfiguren eingehend geprüft und gezeigt, welches die besten Versuchsbedingungen sind. Der Umstand, daß nicht bloß bei bewegter, sondern auch bei ruhender Hand die gleichen Täuschungen auftreten, beweist, daß es sich nicht um den Bewegungssinn handelt und damit um Zeitunterscheidungen, sondern um die Räumlichkeit und daß diese dem Gesichts- und Tastsinn gleichermaßen ursprünglich zukommt. Daß nicht etwa eine assoziative Übertragung vom Gesichtssinn her die Ursache war, beweisen besondere Nachprüfungen mit Blindgeborenen, die genau dieselben Ergebnisse lieferten. Fr.

283. Selz, O., Gestalten und Steigerungsphänomene: ArchGsmt-Psych 91 (1934) 319—394. — Verf. verlangt eine adäquate Beschreibung der Gestalten, indem man die Ganzeigenschaften durch Reihenbildung ordnet. Dann kann man die Stärkegrade der verschiedenartigen Qualitäten (des Ortes, der Zeit, der Farben usw.) angeben. So ist die „Gekrümmtheit“ eine stetige räumliche Richtungsvariation, die „Geradheit“ eine Richtungskonstanz. Die Größe der Richtungsänderung bei gleicher Ausdehnung der Kurve ist der Krümmungsgrad. Die Gestalten sind anschaulich, wenn die betreffenden Steigerungen sichtbar sind. — Die Verbundenheit einer Gestalt kann stetig oder sprunghaft sein. Stetig ist jedes erlebte Kontinuum. Die Ordnung einer Vertikalen beruht auf der reinen Höhensteigerung, die gebrochene Linie verlangt eine sprunghafte Richtungsvariation. Die Raumgestalten sind nicht abstrakte Relationen (die von Farben absehen können), sondern konkrete anschauliche Ordnungen von Punkten. Die „Gleichheit“ wird gestalthaft erlebt, wenn man in Reihen ordnet, etwa in steigende Zahlen von Punkten. Das Anschauliche ist die Grundlage für die Zahl, die Regelmäßigkeit, Periodik usw. — Eine wertvolle Vertiefung erfahren die Begriffe von Figur und Grund. Das Überraschende bei einer Vertauschung beider wird darin gesehen, daß was vorher konkav erschien, nun konvex erscheint. Die trennende Kontur gehört allein der Figur an, während sich der Grund unter ihr weiter ausdehnt. Die Einführung der Begriffe Vorgänger und Nachfolger läßt den Anfang, die Grenze, den Zwischenraum schärfer definieren. Angreifbar ist der Satz, daß bei zwei sich berührenden Figuren verschiedener Farbe die Grenzkonturen beider unmittelbar aufeinanderfolgen, daß die Konturen ohne Breite sind und doch Farbe haben. Das Wesen der Figur wird darin gesehen, daß sie vor dem Grunde liegt; das vordere Feld kann eben keine unsichtbaren Stellen besitzen. — Der Arbeit kommt eine große wissenschaftliche Bedeutung zu. Fr.

284. Ehrenstein, W., Einführung in die Ganzheitspsychologie. gr. 8^o (XI und 162 S.; 56 Abbildungen) Leipzig 1934, Barth. M 6.— E. behandelt in originaler Weise die Rolle der ganzheitlichen Bestimmtheit im ganzen Seelenleben. Mit Recht werden die Tatsachen beim Gesichtssinn besonders eingehend dargestellt. Bei ihm lassen sich viele Gesetze, wie die Transformation der Farben, Kontrast, optische Täuschungen unter das Prinzip der Ganzheitlichkeit einordnen. Ein wertvoller Beitrag ist, daß bei den einzelnen Täuschungen die Werte des Mittels und der Extreme mitgeteilt sind. Ob die Erklärung durch Scheinbewegungen genügend ist, wurde mir nicht klar. Die Fülle der gebotenen Tatsachen ist sehr reich. Es wird weiter versucht, den Begriff der Aufmerksamkeit entbehrlich zu machen, indem alles

aus dem Gegensatz von Figur und Grund abgeleitet wird; in dessen ist der Höhenunterschied von Figur und Grund wohl nur ein anderes Wort für die Klarheitsgrade, d. h. für die verschiedene Konzentration der Aufmerksamkeit. Ebenso dürfte sich die vorgeschlagene Ersetzung der Assoziation durch die Einstellung kaum bewähren; daß der Inhalt des Gedächtnisses uns nicht beständig bewußt ist, wurde auch von der Assoziation von jeher angenommen. Am kühnsten ist der Versuch, auch das höhere Seelenleben, vor allem das Denken, auf dieselben Faktoren zurückzuführen, die die sinnliche Gestaltbildung beherrschen, vor allem auf die Ähnlichkeitserkenntnis. Das ist die sensistische Auffassung, die gewiß sehr verbreitet ist. Das Rätsel des intuitiven Denkens wird auf eine Vermittlung im Unbewußten, im psychophysischen Bereich geschoben. Aber eine wissenschaftliche Überzeugung besteht nicht im Hinzutreten einer Vorstellung, sondern verlangt, daß man ihre Richtigkeit erkenne, sie ableite; das kann nicht im Unbewußten geschehen. Beachtung verdient der Versuch, die typischen Verschiedenheiten der über- und unterdurchschnittlichen ganzheitlichen Bestimmtheit für das ganze Seelenleben an dem Grad der optischen Täuschungen zu messen. Die weitere Forschung muß entscheiden, in welchem Maße dieser Versuch sich bewährt.

Fr.

285. Gamisch, Edith, Zur Psychologie des Vergleichs: ZPsych 131 (1934) 81—144. — Die vorzügliche unter Leitung Erismans durchgeführte Arbeit setzt sich zunächst mit den üblichen Theorien des Vergleichens auseinander; die Nebeneindrücke, der absolute Eindruck verlangen als Grundlage echte unmittelbare Relationsurteile; bei Lindworskys neuer Theorie bleibe unverstänlich, wie sich das Zueinander-Erleben und die Beziehungserfassung unterscheiden. Nach Brunswig stützt sich die erste Relationserfassung (etwa der Ähnlichkeit) nur auf das zweite Objekt; auf das erste, von dem man nur ein latentes Wissen habe, gehe nur ein Richtungsbewußtsein. — In der Experimentaluntersuchung wird Simultan- und Sukzessivvergleich gesondert. Bei allen Perioden wird festgestellt, wie sie im Bewußtsein sich zeigen, die Voreinstellung, der erste Reiz, die Pause, das Kommen des zweiten Reizes. Im Sinn der Aufgabe herrscht beständig die Aufmerksamkeit auf die fragliche Eigenschaft (Größe, Helligkeit, Stärke usw.) und darauf, in welchem der Reize sie mehr vorhanden ist. Beides wird aus dem Gesamteindruck abstrahiert, indem nur das eine Merkmal im Vordergrund steht, während die anderen im Hintergrund bleiben (eine Bestätigung der Denkpsychologie). Bisweilen sind beim Vergleichsurteil beide Glieder im Bewußtsein nachweisbar. Theoretisch interessanter sind indessen die Fälle, wo beim Vergleichsurteil das erste Glied nicht im Bewußtsein „nachweisbar ist“; es sei mitgemeint, aber nicht mitgegeben. Das ist aber keine Bestätigung des unmittelbaren Wissens um latente Inhalte im Sinn von Brunswig, sondern es ist mehr vorhanden; denn man bemerkt das Näherkommen des noch nicht aktuellen Bewußtseinsinhaltes, bemerkt es etwa als nahe der Bewußtseinschwelle. Diese Anschauung steht zweifellos der Wahrheit näher. Denn die auf unmittelbarer Wahrnehmung beruhende Behauptung, daß A größer ist als B, fordert eine bewußte Erkenntnis beider Fundamente in ihrer Verschiedenheit, wenn auch das eine so tief liegen mag, daß es nicht näher zu beschreiben, „nicht nachweisbar“ ist.

Fr.

286. Castiello, Jaime, Geistesformung. gr. 8^o (143 S.) Berlin u. Bonn 1934, Dümmler. M 5.80. — Die vorliegende Doktorarbeit behandelt die Frage der formalen Bildung unter eingehender Berücksichtigung der neuesten Literatur und auf Grund eigener Experimentaluntersuchungen. Der I. Teil (50 Seiten) stellt die Ergebnisse der Experimente der letzten 40 Jahre zusammen. Danach ist die Möglichkeit einer formalen Bildung anerkannt, aber auch ihre Grenzen. Das Mittel ist die Erwerbung einer Methode, die auf andere Gebiete übertragbar ist; ferner die Einübung eines Ideals, die Aneignung einer zugehörigen Grundhaltung. Dagegen ist es nicht die allgemeine Steigerung einer seelischen Fähigkeit. Der II. Teil (45 S.) ist eine eigene Untersuchung der geistigen Haltung nach den verschiedenen Schultypen, die auf die durchgemachte Übung zurückgeht. Es werden 3 Typen der Mittelschule verglichen (humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule), indem den Schülern 12 Fragen aus den verschiedensten Gebieten zur Beantwortung geboten werden. Die Oberrealschule stand zurück in den geisteswissenschaftlichen Fragen, voran in den naturwissenschaftlichen. Beim Gymnasium umgekehrt; das Realgymnasium zeigte das breiteste Interessenfeld. Verf. ist sich wohl bewußt, daß hierin nur ein erster Versuch vorliegt, der über wahrscheinliche Vermutungen nicht hinauskommt. Der III. Teil (25 S.) untersucht den formalen Bildungswert des Werkunterrichtes. Bei den untersuchten 8 Kindern wurde in halbjährigem Unterricht die Leistungsfähigkeit in den Schulfächern bedeutend gesteigert, sehr viel mehr als unter sonst gleichen Umständen. Dagegen wurde eine allgemeine Willenssteigerung nicht bewirkt. — Nach allem besteht die formale Bildung darin, daß eine neue Methode gelernt und übertragen oder ein Ideal erworben und verallgemeinert wird. Letzteres geschieht nur durch Übung, nicht durch Darbietung von Motiven. Ein Gefühlsmensch ist noch kein fester Charakter, trotzdem er große Werte sehr tief fühlen kann. — Die vorzügliche Arbeit klärt eine wichtige Frage in dankenswerter Weise auf. Fr.

287. Schröder, Hans, Experimentelle Untersuchungen über die Bedeutungserfassung: ArchGsmntPsych 90 (1934) 61—108. — Diese Untersuchung der Begriffspsychologie wurde noch unter der Leitung von Störing ausgeführt. Es wird anerkannt, daß das Denken sich nicht auf Vorstellungen zurückführen läßt. Erforscht wird, welche Rolle das Anschauliche (mit Einschluß der Gefühle) hierbei spielt. Bei der Bedeutungserfassung eines Wortes war immer ein Anschauliches vorhanden als Vertreter des Begriffes; freilich konnten die Vorstellungen schematisch, sehr unklar und sehr fern sein. Daß bisweilen das Anschauliche erst nach der Bedeutungserfassung erscheine, wird trotz entgegengesetzter Beobachtung nicht anerkannt. Die Bedeutungserfassung des Wortes ist nicht das Anschauliche selbst, sondern die Erkenntnis der Beziehung zwischen Sachvorstellung und dem Gemeinten. Indessen wird das so dargestellt, als sei das Gemeinte etwas Transzendentes und fänden sich im Bewußtsein einzig die anschaulichen Vertreter und die Beziehung zum Gemeinten. Ist die Beziehung zwischen A und B bewußt, so müssen vor allem diese Endglieder bewußt sein. Daß ein Fortschritt im Denken dadurch geschehe, daß nichtverstandene Wörter assoziativ sich aneinander reihen, wenn nur die letzte Beziehung im Denken erfaßt werde, ist nicht glaublich. Dem Satz kommt eine einzige

Bedeutung zu; die einzelnen Wörter darin verlieren ihre selbständige Bedeutung. Daraus wird geschlossen, daß eine einzige Anschauung für den Satz genüge, die den Sinn des Ganzen wiedergibt. Das gilt wohl, wenn wie hier der Satz eine konkrete Tatsache wiedergibt, aber nicht für allgemeine wissenschaftliche Sätze. Zweifellos ist beim Satzverständnis das Verstehen der einzelnen Wörter die unentbehrliche Grundlage. — Die sehr lesenswerte Untersuchung beweist, daß die Anschauungen in der Denkpsychologie in erfreulichem Fortschritt begriffen sind. Fr.

288. Bahle, J., Einfall und Inspiration im musikalischen Schaffen: ArchGsmtPsych 90 (1934) 495—503. — B. erbat sich von 30 lebenden Komponisten, ein Gedicht zu vertonen und dann einen genauen Bericht über das Entstehen der Arbeit zu senden. Unter den Einfällen unterscheiden sie zwei Arten, eine mehr gedankliche Idee des Werkes, die die anzuwendenden Mittel in Worten beschreibt, den Rhythmus, der zu verwenden sei, den Gang usw., aber noch ohne Tonvorstellungen; ferner die eigentlichen musikalischen konkreten Einfälle, kleine Tongebilde von höchstens 4 Takten Umfang. Das Einfallen ist noch keine Gewähr für ihren Wert, den erst die Selbstkritik feststellen muß. Die wichtigste Vorbedingung für die Einfälle waren die Gefühle (oft irrig unbewußte Antriebe genannt), die beim Lesen des Gedichtes sich einstellten, entweder sofort oder allmählich beim Sichhineinleben. Mit Inspiration bezeichneten sie bald die vorangehenden Gefühle, bald die Einfälle selbst; der Schaffensrausch sei nicht Ursache des Einfalles, sondern seine Wirkung. Fr.

289. Kroh, O., Psychologie der Oberstufe (Manns Pädagog. Magazin, Heft 1362) 3. u. 4. Aufl. 8° (356 S.) Langensalza 1933, Beyer. M 6.60; Lw. M 8.—. — Das interessante Werk schließt sich als Fortsetzung an die Psychologie des Grundschulkindes des gleichen Verf. an, das wir früher in dieser Zeitschrift (7 [1932] 471) besprachen. Es umfaßt die letzten 4 Jahre (10—14) der Volksschule. Diesmal spielen die pädagogischen Fragen die leitende Rolle, von den 4 Hauptteilen gehen der erste und letzte darin ganz auf und auch im übrigen gipfelt die Darstellung regelmäßig in pädagogischen Anwendungen. Das im engeren Sinn Psychologische, das uns hier beschäftigt, nimmt etwa 200 Seiten ein. Sie behandeln die ganze seelische Entwicklung in der Oberstufe und den Beginn der psychischen Reifung. — In der seelischen Entwicklung wird immer der Gegensatz zum Grundschulkind hervorgehoben. Gegenüber der früheren Erregtheit, der Begeisterung für alles Dargebotene fällt nun die bewußte Stellungnahme, die wachsende Reflexion auf, die Sachlichkeit und Nüchternheit der Beurteilung. Man reflektiert über die Grenzen der eigenen Fähigkeiten; sucht nach Erklärungen der Erscheinungen aus den wirklichen Ursachen, besonders bei den Naturerscheinungen, sucht überall Ordnung in die Mannigfaltigkeiten zu bringen. Wichtig ist nicht mehr allein, was starke Affekte weckt, man strebt nach Nutzen, nach Wissen. Diese Grundhaltung wird in den verschiedenen Gebieten des Schullebens verfolgt, im bildhaften Gestalten, in der Musik, der Sprachkunst, im Gemeinschaftsleben usw. Eine Typenteilung wird versucht nach dem Gegensatz der Farben- und der Formbeachter, was mit dem Überwiegen der Assoziationen oder Perseverationen in Zusammenhang gebracht wird. — Die beginnende Reife bringt die Beachtung des Seelischen. Das Gefühlsleben zeigt sich im Gegensatz der an-

fänglichen negativen Phase (der Trotzperiode der Knaben), dem die spätere positive Phase mit dem Schwärmen, dem Gewinnen der Ideale folgen wird. Intellektuell fällt auf die Bevorzugung der Abstraktionen, die Urteile über Werte aller Arten. Eingehender wird das Verhältnis zu den Kulturgütern, im besonderen zur Religion, geschildert. Wenn das Bild auch nicht so packend ausfällt, wie beim Grundschulkind, so ist die Gesamtübersicht über die Entwicklung des Volksschulalters bedeutungsvoll genug. Fr.

290. Siebert, K., Die Gestaltbildung im Traum: ArchGsmt-Psych 90 (1934) 357—372. — Das Neue an der Arbeit ist die Methode der Beobachtung, die den Traum genau auf bestimmte äußere Reize zu beziehen erlaubt. Es wird nämlich bei geeigneten Versuchspersonen immer eine Hypnose eingeleitet, darin ein starker Reiz gegeben, nach einer halben Minute geweckt, um den Traum zu erzählen. Die Ergebnisse sind im wesentlichen von derselben Art, wie man sie aus den früheren Versuchen kannte; nur ist der kausale Zusammenhang besser gesichert. Fr.

5. Ethik. Rechtsphilosophie.

291. Donat, J., S. J., *Ethica generalis*, ed. 6. *Ethica specialis*, ed. 5 (*Summa Philosophiae christianae VII et VIII*). 8^o (VII u. 299, VIII u. 367 S.) Innsbruck 1934, Rauch. *M* 4.— u. *M* 4.50. — Die Neuauflage der allgemeinen und besonderen Ethik zeigt den verdienten Erfolg der *Summa Philosophiae* von D. Die zwei Bände haben eine beträchtliche Vermehrung erhalten. Die allgemeine Ethik wurde aus methodischen Gründen neu gegliedert, so daß jetzt die Untersuchung nicht mehr mit der Ziellehre, sondern sofort mit der Moralität beginnt. Überall hat der Verf. gewissenhaft auf die modernen Bedürfnisse Rücksicht genommen. Die Fragen über die Autonomie, Selbsterlösung, über den Primat von Individuum und Gemeinschaft, über die soziale Gerechtigkeit, über das Recht und seine Beschränkung, über Sterilisierung usw. geben Zeugnis davon. Drucktechnische Verbesserungen erhöhen die Übersichtlichkeit. Schuster.

292. Binder, J., *Grundlegung zur Rechtsphilosophie* (Beiträge z. Philosophie u. ihrer Gesch. 4). gr. 8^o (XI u. 170 S.) Tübingen 1935, Mohr. *M* 9.70; Lw. *M* 11.50; Subskr. *M* 8.80 bzw. *M* 10.60. — Dieses neue Buch des Göttinger Rechtsphilosophen legt Zeugnis ab von dem unverminderten philosophischen Interesse und auch der unaufhaltsamen Fortentwicklung im rechtsphilosophischen Denken gegenüber der großen vor zehn Jahren erschienenen Rechtsphilosophie (vgl. Schol 3 [1928] 394—406). Der Fortschritt liegt im gänzlichen Anschluß an Hegels Rechtsphilosophie und den absoluten Idealismus. Fraglich bleibt dabei allerdings, inwiefern heute von einem so engen Anschluß an Hegel entscheidende Aufschlüsse über die Rechtsnatur erwartet werden dürfen. Ich vermute, auch der Neuhegelianismus wird das Schicksal des Neukantianismus teilen, von dem sich B. nun ganz getrennt hat. Gerade das entscheidende 3. Kapitel vermag nicht zu überzeugen, daß Hegel unserer heutigen Denknote helfen kann. Das 4. Kapitel über die Freiheit hat sicher Niveau und hebt sich durch seine Weite wohltuend von der *opinio communis* innerhalb des Neukantianismus ab. Ein inneres Verständnis der scholastischen Naturrechtslehre ist B. wohl nicht gelungen. Auch bei der wichtigen

Frage der Rechtsgeltung strebt er über seine früheren Positionen hinaus. Allein es ist mir dann doch nicht klar, warum nicht jedes Gesetz Recht zu sein braucht. Die Ausführungen auf S. 157 f. sind sicherlich sehr interessant und bedeuten einen Fortschritt gegenüber dem System der Rechtsphilosophie. Aber die Frage, ob ich gegen mein Gewissen handeln darf und ob ein Gesetz Geltung behält, wenn es eine gewissenswidrige Handlung verlangt, bleibt unerledigt.

Sch.

293. Ehrlich, W., Grundzüge zur Rechtsmetaphysik. 8^o (51 S.) Halle 1935, Niemeyer. M 1.60. — Dieser Vortrag wurde auf Einladung der Kantgesellschaft zu Basel im Dezember 1934 gehalten. Er sucht die metaphysische Grundlage des positiven Rechts herauszuarbeiten. Das Ergebnis wird klar in der Abgrenzung von Personalität und Staat. Die Region der Personalität (Glaube, reine Liebe, Kunst, das Recht selber usw.) entzieht sich dem Staat als dem General-Interessen-Zweckverband der Personen oder Interessen-Iche. Ein Staat, der in die oberste Geistigkeit des Glaubens oder der Rechtschaffenheit normierend eingreifen will, begeht transzendentalen Rechtsbruch. Das Wesen des Rechts liegt in seinem Sinn. Der Sinn des Rechtes aber ist der Mensch als Personalität in der Gemeinschaft. Die allgemeine Wesensstruktur des Rechts ist Rangordnung, aber nicht Gleichheit. Aber was ist das Recht selbst und wo finden wir es? E. gibt sogar eine erkenntnistheoretische Grundlegung vom Begriff des Rechts. Nicht eine Analyse der Formen, sondern eine regionale Besinnung auf die Intentionale kann uns dem Problem der Wahrheit näher führen. Das Sinnhafte stammt aber nicht aus der intentionalen Sphäre selbst, ist nicht intentionales Erlebnis, sondern hat die Seinsweise eines „Lebnisses“. Dazu gehören das Vertrauen überhaupt, seelische Gemeinschaft und ein besonderes Wissen um den anderen, das nicht auf Empirie beruht, das künstlerische Wohlgefallen und endlich und besonders auch gewisse Norm-Lebnisse, etwa: Recht überhaupt. Das Normlebnis Recht ist etwas ganz anderes als die Idee von Recht. Jenes ist ein originales, nicht intentionales Wissensleben. Damit ist eine seelisch personale Region ermittelt, die nicht im Bereich psychischer Intentionen, also auch nicht psychologischer Forschung liegt. Dazu gehört nun auch eine Ergänzung der Kantischen Apperzeption. Das lebendige Ich wird der Sinn seiner Lebnisse. Sinn ist verschieden von logischer Bedeutung und Wert. Das Recht wird also Unnormierungsprinzip unserer Personalität und ist vor allem staatlichen Recht. — Wenn ich den schwierigen Gedanken des Verf. richtig verstehe, so meint er mit dem Recht eine unbezweifelbar sichere Erkenntnis und Anerkenntnis der metaphysischen Personalität mit Anspruch auf Wahrung ihrer Würde innerhalb der Gemeinschaft und Öffentlichkeit. Die Deduktionen sind sehr tief sinnig. Der eigenartige Sprachgebrauch dürfte aber das Verständnis sehr erschweren.

Sch.

294. Eberhard, R., Modernes Naturrecht. Ein rechtsphilosophischer Versuch. gr. 8^o (70 S.) Rostock 1934, Hinstorff. M 2.—. — Ein Jurist der alten Schule, Landgerichtsrat a. D., greift mit jugendlichem Mut die Parole auf, die Reichsjustizminister Frank verkündet hat, daß neben den Paragraphen auch das ewige Naturrecht zu beachten sei. In gehobener Sprache, immer in der lebendigen Auseinandersetzung mit den Problemen des Tages, will er gegen den Nur-Positivismus die ewige Naturrechts-

idee in ihrer Kraft darstellen. Das Naturrecht ist zwar nicht geltendes Recht, aber ein Ferment, das sich wirksam erweist im Wachsen und Werden des Rechts. Recht ist unbeschadet der mannigfachen völkischen und rassischen Differenzierung etwas allgemein Menschliches, das mit dem Menschenwesen als solchem gegeben ist. Der Mensch ist nach dem Bilde Gottes geschaffen. So scheut sich der Verf. auch nicht, die religiöse Problematik, die in jedem Recht liegt, zu berühren. Der Gegensatz von positivem Gesetz und Recht führt zu einem weiteren Gegensatz zwischen Gesetz und Sittlichkeit. Zwar ist die deutsche Sittlichkeit des 20. Jahrhunderts eine besondere Gestalt der Sittlichkeit überhaupt, aber infolge des Wandels der Kultur kann innerhalb gewisser Grenzen auch ein Wandel der sittlichen Anschauungen eintreten. Bekannte Beispiele sind Sklaverei und Hexenwahn. Da erscheint also der Konflikt von Recht und Sittlichkeit. Richter wie Untergebener müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen. Und nun steht vor uns die gewaltige Schar der Märtyrer aller Jahrhunderte, die dem Machtgebot der Obrigkeit getrotzt und lieber Tod oder Kerker oder Verbannung erlitten als sich gegen das in ihrem Gewissen erwachte göttliche Gebot versündigt haben. — Dagegen habe ich nicht das Geringste einzuwenden. Nur folgt daraus, daß das Naturrecht die Geltung des gottwidrigen positiven Gesetzes aufhebt, also mehr ist als ein bloßes Ferment. Sch.

295. Sch r a t t e n h o l z e r, A., Soziale Gerechtigkeit. Die Lehre von der natürlichen Gemeinschaftsgerechtigkeit (Veröffentlichungen der Studienrunde katholischer Soziologen, Wien, 3. Heft). 8^o (205 S.) Graz 1934, Moser. M 4.—; geb. M 4.80. — Sch. liefert einen interessanten Beitrag zum Problem der sozialen Gerechtigkeit, die durch *Quadragesimo anno* in den Blickpunkt gerückt ist. Er unterscheidet deutlicher zwischen *Gemeinschaftsgerechtigkeit* und *Gemeinwohl* gerechtigkeit. Letztere hat es mit dem Ziel, dem *bonum commune*, erstere mit dem Sein und der Seinsverfassung der Gemeinschaft zu tun. Der Inhalt der sozialen Gerechtigkeit wird aus der unverdorbenen Meinung des Volkes geholt. Die bisherige Einteilung der Gerechtigkeit in legale, distributive und kommutative hat eine Lücke, die durch Aequitas, Humanitas, Billigkeit, auszufüllen ist. Gemeinschaftsgerechtigkeit steht der Sondergerechtigkeit gegenüber und umfaßt als Hauptteile die legale und distributive, ohne jedoch darauf beschränkt zu sein. Eine Anwendung des Begriffs liegt im viel besprochenen Kapitel von den *bona superflua*. Von ihnen heißt es beim hl. Thomas, „quod ex iure naturae debentur pauperibus“. Ist das „ius naturae“ mehr als bloß moralische Vorschrift, also eine Gerechtigkeitsforderung? Für Sch. liegt hier gerade eine Forderung der Gemeinschaftsgerechtigkeit vor. Allerdings steht dieser Forderung nicht unmittelbar ein bestimmtes Recht des Privaten gegenüber, sondern die staatliche Gemeinschaft muß eine Regelung treffen. Geschieht das nicht, dann bleibt alles dem Gewissen der einzelnen überlassen. Sie haben wohl die Pflicht, mit ihrem Überschuß helfend einzugreifen, aber es bleibt ihrer Wahl überlassen, wem und wie sie im einzelnen helfen wollen. Hier zeigt sich die Ähnlichkeit mit der Liebe. Der Unterschied zwischen Liebe und Gemeinschaftsgerechtigkeit ist nur dadurch gegeben, daß es sich in unserem Falle um solche Gemeinschaftspflichten handelt, denen auf der anderen Seite Gemeinschaftsrechte gegenüberstehen. — Sch. vermeidet nach Kräften jedes Fremdwort. Aber man

darf seiner Versicherung glauben, daß die Lektüre seines Buches deswegen nicht leicht ist. Gerade, weil er zum Teil neue Wege geht, wäre es methodisch leichter gewesen, wenn er seine Auffassung einer bislang so gut wie allgemein angenommenen Tradition schärfer gegenübergestellt und seine Auffassung gerade mit Rücksicht auf die bisherige Doktrin bewiesen hätte. Letztlich geht es um den inneren Unterschied von Recht als dem „exclusive suum“, wenn auch in verschiedenem Grad, und den Gegenständen der übrigen Tugenden. Aber auch diese haben für den Aufbau der Gemeinschaft eine wesentliche Rolle, ohne deswegen in Gerechtigkeit verwandelt zu werden. Es wäre zu wünschen, daß bei einer Neuauflage dieser methodische Gesichtspunkt stärker beachtet würde. Das Buch geht jedenfalls in die Tiefe und vermag fruchtbare Anregungen zu geben. Sch.

296. Meßner, J., Die soziale Frage der Gegenwart. 4. Aufl. gr. 8° (XII u. 672 S.) Innsbruck 1934, Tyrolia. *M* 13.—; *Lw.* *M* 15.—. — Das rasch bekannt und beliebt gewordene Buch zeichnet sich aus durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, die Klarheit der Disposition, die aus den Grundwahrheiten des Christentums hervorgehende Kritik des Kapitalismus und Sozialismus und ihre Überwindung in der christlichen Sozialreform. Der Aufbau der entsprechenden drei Teile ist der gleiche: Begriff und Entwicklung, philosophisch-weltanschauliche Grundlagen, Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Kultur. Die einschlägige systematische und historische Literatur ist umfassend benutzt, das Urteil maßvoll und bestimmt. — Die Eingruppierung des Nationalsozialismus in den Sozialismus wird sich auf die Dauer nicht empfehlen, da jener vielmehr eine nationalpolitische, dieser eine ökonomisch-soziale Bewegung ist. Man muß den Nationalsozialismus schon als Versuch einer höheren Synthese von Kapitalismus und Sozialismus mit den Rechtsgebilden des Staates, der Körperschaften, der Familie fassen, dessen Berechtigung oder Nichtberechtigung von der Konfrontierung mit der christlichen Sozialreform her beurteilt werden muß. Die Umgruppierung des Stoffes in vier Teile würde sich u. E. sicher lohnen. Hirschmann.

297. Lemonnyer, A., O. P., Tonneau, J., O. P., Troude, R., Précis de Sociologie. 8° (504 S.) Marseille [1934], Editions Publiroc. *Fr* 25.—. — P. Delos O. P. schickt diesem trefflichen Handbuch, das aus der Zusammenarbeit dreier bekannter kath. Soziologen entstand, eine Einführung über Gegenstand und Methode einer empirischen Soziologie voraus. — Lemonnyer behandelt in einem aus reicher ethnologischer Kenntnis schöpfenden Beitrag — leider seine letzte Arbeit — die Soziologie der Familie. Tonneau gibt in seinem Beitrag zur Wirtschaftssoziologie neben dem Soziologischen auch eine gute Einführung in die übrige Wirtschaftswissenschaft. Troudes Beitrag, der umfassendste, behandelt mit reicher Verwertung der gegenwärtigen politischen Literatur Frankreichs die politische Soziologie; ein vierter Teil, von Lemonnyer und Troude zusammen bearbeitet, Religion, Kunst und Wissenschaft vom soziologischen Standpunkt. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis ermöglicht dem katholischen Soziologiestudenten, an den sich vor allen dies Handbuch wendet, eine Verbreiterung seines Wissens. H.

298. Dullien, H., Die ganzheitliche Volkswirtschaftslehre (Bücherei des Ständestaates, H. 7) kl. 8° (40 S.) Berlin 1934, Erneuerungsverlag. *M* 0.60. — Eine knappe, übersichtlich orientie-

rende, volkstümlich gehaltene Einführung in die Spannische Volkswirtschaftslehre. H.

299. Riehl, H., Kleine Einführung in die Gesellschaftslehre (Bücherei des Ständestaates, H. 8) kl. 8^o (32 S.) Berlin 1934, Erneuerungsverlag. M 0.50. — In Frage-Antwort-Form gibt R. eine gute Darstellung der wesentlichen Thesen der kinetisch-universalistischen Gesellschaftslehre Othmar Spanns. — Vielleicht ist es geraten, dort, wo von „Naturrecht“ die Rede ist, das Beiwort „rationalistisches“ zu gebrauchen, um den Unterschied vom scholastischen hervorzuheben. H.

300. Arnold, Fr. X., Die Staatslehre des Kardinals Bellarmin. gr. 8^o (VII u. S. 395 S.) München 1934, Hueber. M 12.50. — Das Bedürfnis nach einer Untersuchung der Staatslehre des hl. Bellarmin auf Grund des jetzt zugänglichen gesamten Materials, wie es schon gelegentlich in dieser Zeitschrift ausgesprochen wurde (Schol 4 [1929] 161), hat mit gegenwärtiger Veröffentlichung eine anregende Erfüllung gefunden. Die Berücksichtigung des noch ungedruckten Löwener Summenkommentars und der im Auctarium Bellarminianum erschienenen Drucke lassen uns klarer die systematische Einheit der Bellarminischen Staatskonzeption sehen. A. stellt im ersten Teil die dem Kardinal mit der Scholastik gemeinsame und von ihm in Auseinandersetzung mit dem Staatsbegriff der Reformatoren weiterentwickelte Naturrechtslehre Bellarmins dar, die es ihm ermöglicht, die rechte Mitte zwischen schwärmerischem Supernaturalismus und dem bald einsetzenden Rationalismus zu halten. Der zweite Teil behandelt Wesen, Rechtfertigung, Entstehung, Zweck des Staates, Subjekt, Verpflichtungsrecht, Formen der Staatsgewalt. Im dritten Teil wird der Staat in seinen Beziehungen zu andern Staaten und zur Kirche (summarisch) untersucht. — In vielen Fragen gibt das Werk eine endgültige Klärung. Die Gegenüberstellung der Bellarminischen Translationstheorie und der Leoninischen Designationstheorie (224 ff.) scheint uns trotz der vom Verf. ausgesprochenen Einschränkungen noch zu schroff, insofern das „conferre iura principatus“ bei Leo und das „potestatem transferre“ bei Bellarmin einen etwas verschiedenen Sinn haben dürften. H.

301. Bolzano, Bernard, Paradoxien in der Politik. Aus Bolzanos Nachlaß hrsg. v. W. Stähler. Lex. 8^o (LXV und 173 S.) Münster 1934, Regensburg. M 7.—. — Diese erste deutsche Ausgabe von B.s Staatslehre, textkritisch und philosophiegeschichtlich ausführlich eingeleitet, ist eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens über den in den letzten Jahren weiteren Kreisen bekannt gewordenen Prager Philosophen. Sie enthält vor allem seine ungedruckte Schrift „Von dem besten Staate“ (St. datiert sie ihrer vorliegenden Fassung nach etwa ins Jahr 1844), dann seine Denkschrift „Vorschläge zur Behebung des unter einem beträchtlichen Teile der Bewohner Prags dermal um sich greifenden Notstandes“ (1847). In der Forderung weitgehender Beaufsichtigung des öffentlichen Lebens, einem unbegrenzten Fortschrittsglauben, dem Willen zur Abschaffung des Erbrechtes und Privathandels, der stark moralisierenden Tendenz seiner Auffassungen, der Bestimmung des Verhältnisses von Staat und Religion zeigt sich B. noch stark im Banne des Rationalismus, während die Zentralstellung des gemeinen Wohls, die Forderung des Wohlfahrts- und Kulturstaates, die sittliche Begründung des Staates, die Mischung der politischen

Formelemente in seinem Staatsideal auf Aristotelische Gedanken zurückgehen.

H.
 302. Regout, R., S. J., *La Doctrine de la guerre juste de Saint Augustin à nos jours d'après les Théologiens et les Canonistes Catholiques*. Préface du R. P. Y. de La Brière. gr. 8^o (342 S.) Paris 1935, Pedone. Fr 50.—. — Diese ansehnliche Doktor-dissertation der holländischen Universität Leiden ist höchst willkommen. Die sonst verdienstvolle Arbeit von A. Vanderpol, die übrigens auch in Deutschland Einfluß gewann, hat einige nicht unwichtige Mißverständnisse über die Kriegslehre der Scholastik im 16. Jahrhundert verschuldet. R. will vor allem die umstrittenen Punkte der Lehre über den Krieg usw. eingehend zur Darstellung bringen. Diese schärfere Zielsetzung kann man wohl begrüßen. Augustinus, Isidor, das Dekret Gratians und die Kanonisten sowie die Theologen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts kommen zur Darstellung. Das Hauptinteresse gilt freilich den großen Gestalten des 16. Jahrhunderts: Franz von Vitoria, Suarez und den anderen Theologen der Gesellschaft Jesu. Es ist von großem Interesse zu erfahren, wie Franz von Vitoria eigentlich der Bahnbrecher der sogenannten neueren Ideen wird. Umstritten waren nämlich besonders die Fragen über den gerechten Krieg, seinen Charakter als Verteidigungsmaßnahme, eine zweifelhafte Kriegsursache und das Problem, ob ein Krieg auf beiden Seiten gerecht sein könne. Im Gegensatz zu Cajetan ist für Vitoria der Krieg nicht ein Ausfluß der *iustitia vindicativa*. Beide Parteien können *bona fide* einen Krieg beginnen. Diese Idee war übrigens keineswegs ganz neu. Ebenso ist die Behauptung unberechtigt, Vitoria habe den Probabilismus in die Kriegslehre eingeführt. Er entwickelt nur frühere Ideen. Ausführlich wird auch Fr. Suarez gewürdigt und gegen Mißverständnisse verteidigt. Im übrigen legt R. auch offen die Mängel und Unzulänglichkeiten der Suarezianischen Lehre dar. Sie liegen zumeist in der etwas doktrinären Fassung mancher Entscheidungen, die in der Wirklichkeit kaum eine praktische Anwendung ermöglichen. Gabriel Vasquez war der Hauptkritiker der Lehre von zweifelhaften Ansprüchen der streitenden Parteien. Ein letzter Abschnitt (vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage) stellt die Konstanz der überlieferten Theorie fest. Es entstand eine autonome Lehre vom internationalen Recht, die die Unterscheidung von rechtem und ungerechtem Krieg verwarf und auch sonst die Problemstellungen veränderte. Ein letzter Abschnitt prüft den kontinuierlichen Fortschritt in der Lehrentwicklung über den gerechten Krieg und behandelt nochmals ausdrücklich den inneren Wert der entwickelten Prinzipien sowie die Frage ihrer Anwendbarkeit auf die Gegenwart, und zwar im Anschluß an das Londoner Protokoll vom 3. und 4. Juli 1933, das sich mit dem Begriff des Angriffskrieges beschäftigt. Das besonnene Urteil über die Frage, ob heute jedesmal ein Krieg ohne weiteres schlimmer sei als die Hinnahme einer schweren Rechtswidrigkeit, ist sehr anerkennenswert.

Schuster.